

DIE FACKEL

Nr. 351/352/353

21. JUNI 1912

XIV. JAHR

August Strindberg †

Die Schrift im Herzen Strindbergs hat Bibellettern: Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen. Und nahm seiner Rippen eine. Und bauete ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm. Da sprach der Mensch: Das ist nun einmal Bein von meinen Beinen, und Fleisch von meinem Fleische! Sie heiße Männin; denn vom Manne ist sie genommen ... Und sie sah, daß von dem Baume gut zu essen wäre ... Da sprach Adam: Das Weib, das du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum, und ich aß ... Dieses ist das Buch von des Menschen Geschlecht. Wieder ist alles einfach wie am siebenten Tag. Es ist der Schrei Adams, der mit dem Rücken zur Menschheit, das Gleichnis Gottes sucht. Er erkennt, daß er nackt sei. Dort bewahrt der Cherub den Weg zu dem Baum des Lebens. Hier draußen aber ist dem Menschen das Weib zugesellt, geschaffen aus etwas, das ihm fehlt, geschaffen aus dem Mangel. Das Weib ist die Rippe, ohne die er leben muß; also kann er ohne das Weib nicht leben. Denn sie sind Ein Fleisch: so sollen sie zwei Seelen sein! Er fordert von Gott die Rippe des Mannes zurück, denn Gott ist Strindberg die Seele des Weibes schuldig geblieben. Die Schöpfung ist ihm im Manne beschlossen, alles Weitere ist Minderung. Strindberg glaubte schon, ehe er seinen Frieden mit Gott machte: er glaubte an zuviel Gott. Die wahren Gläubigen sind es, welche das Göttliche vermissen. Er wollte nicht wissen, daß es Tag und Nacht gibt, Mann und Weib. Er forderte von Gott eine Hälfte ein. Er war ein Gläubiger Gottes: des Schuldners. Er mußte der Nacht verfallen und dem Weib, um auch dort Gott zu erleben. Und Gott rief: Adam, wo bist du? ... Er war am Weibe zum Chaos geworden, das Welt wurde im Dichter. Das Weib unterbricht in Strindberg die Schöpfung, weil es aus dem Glauben erschaffen ist, daß es zerstören könne. Aber das Weib zerstört nicht den Mann. Ihr Dasein kann hindern oder unnütz sein: so wird ihr Fernsein hilfreich wie Gottes linker Arm: Der mehr als ein Mann war und mehr als den Gott wollte, brauchte den Teufel, um zur Schöpfung zu kommen. Aber er war nicht wie Gott imstande, aus dem Mangel das Weib zu erschaffen. Er hat ihn nur wie Weininger tragisch erlebt, tragischer, weil er nicht den Ausweg Weiningers fand. Immer ist dort das Geschlecht des Mannes mit sich nicht fertig geworden, wo es die Seele des Weibes beruft. Aber der Geist kann nur am Gegenteil erstarken und nur, wenn er durch alle erkannten Mißformen der Weibkultur zum Ursprung strebt. Denn das Geschlecht des Weibes ist Geist, und Paulus schreibt an die Korinther: »Wie das Weib von dem Manne ist, also ist der Mann durch das Weib da; Alles aber ist von Gott.« So hat auch Strindbergs Geist von dem Ursprung gelebt, den seine Erkenntnis floh, und im Pathos dieses Widerspruchs lebte er zwischen Himmel und Erde. Hebbels bürgerlichste Bürgschaft: Darüber kommt kein Mann weg, verwandelt sich in

Strindberg zum Erdbeben: Über das Weib selbst kommt kein Mann weg. Denn »darüber« nicht hinwegzukommen, bringt jedermann zustande. Aber nur einer trägt für sie alle, ein christlicher Titan, den Himmel auf seinen Schultern ... Strindberg war immer, den Rücken zur Menschheit, auf dem Wege zu Gott, in Leidenschaft und Wissenschaft. Adam oder Faust, er sucht ihn im Laboratorium und in der Hölle der erotischen Verdammnis. Er sendet die letzte christliche Botschaft aus. Da er stirbt, geschehen am Himmel keine Zeichen, aber die Wunder der Erde wirtschaften ab. Die große Technik kentert, und singt: Näher, mein Gott, zu Dir! Strindberg, sterbend, horcht auf und versucht eine Melodie. Bernhard Shaw, überlebend, zuckt die Achseln. Er glaubt nicht, daß näher zu Gott männlicher ist. Strindbergs Wahrheit: die Weltordnung ist vom Weiblichen bedroht. Strindbergs Irrtum: Die Weltordnung ist vom Weibe bedroht. Es ist das Zeichen der Verwirrung, daß ein Irrender die Wahrheit sagt. Strindbergs Staunen über das Weib ist die Eisblume der christlichen Moral. Ein Nordwind blies, und es wird Winter werden.

Nach diesem Vorwort zu einer *Gedächtnisfeier für August Strindberg*, die am 4. Juni, im großen Hörsaal des Anatomischen Institutes, vor den Mitgliedern des Akademischen Verbandes abgehalten wurde, las ich:

Schlafwandler (zum größten Teil) / Die Drangsale des Lotsen. — Idolatrie, Gynolatrie (Nachruf für Weininger) / »Doppelgänger« und »Tröpfe« (aus: Mann und Weib) / Attila. — Das wilde Tier / Der Holländer, beim Anblick der Lilith.

*

Von Strindberg sind in der Fackel die folgenden Beiträge als Manuskript erschienen:

Idolatrie, Gynolatrie (144), Brief an Otto Weininger (144), Der Holländer, beim Anblick der Lilith, Gedicht (146), Der literarische Nobelpreis, ein Manifest (148), Die Drangsale des Lotsen, ein Märchen (150), Andachtbücher (155), Zuchtwahl des Journalisten (172), Attila (192), Der Diener der Diener (202), Das tausendjährige Reich (212), Mann und Weib, Betrachtungen (236), Schlafwandler (270/71), Mann und Weib (281 / 82), Eingebildete Kranke (300), Der Hundsfott (301 / 02), Über Ansichten (305 / 06), Religion, (329 / 30), Eselsdorf, Einakter (349 / 50).

Strindbergs erster Beitrag, der Nachruf für Otto Weininger, ist am 17. X. 1903, der letzte am 13. V. 1912, am Tag vor Strindbergs Tod, erschienen.

Glossen

POLITIK UND PATHOS

Die Arbeiter—Zeitung sagt, Silberer sei von einer Lawine verschüttet worden; die Reichspost sagt, Silberer habe Gelder defraudiert und sei nach Amerika gegangen. Die eine sagt, was sie glaubt, die andere, was sie nicht glaubt, mindestens nicht weiß, täglich, durch ein halbes Jahr. Die eine nennt es pathetisch »Leichenschändung« und sagt, daß die andere einen Toten verleumdet habe. Das wäre nicht so schlimm wie das, was sie wirklich getan hat. Jene ereifert sich gar, als ob diese ihn getötet hätte, um ihn verleumden zu

können. Auch das wäre nicht so schlimm wie Verleumdung hinter dem Schutz der Hoffnung, daß ein schneeverwehelter Leichnam sein Alibi nicht nachweisen werde. Es gelingt ihm dennoch: also hat die Arbeiter—Zeitung die Wahrheit gesagt. Die Häßlichkeit dessen aber, was die Reichspost gesagt hat, wird gemildert durch Politik. Und das ist die größere Häßlichkeit. Es nützt nichts — die Schweinerei liegt im Vorsatz, Politiker zu werden, und jede Parteigesinnung erfordert die Handhabung dessen, was dem Privatmenschen ein Grauen verursacht. Die Mechanisierung der Gefühlswerte wird dort anerkannt, wo sie Erfolg hat, und darum dürfte die Blamage der Reichspost schmerzlicher sein als die Reue, die von ihr verlangt wird. Politik ist die unbefugte Chirurgie, die den harmlosesten Menschen zum Messerstecher macht. Der politische Erfolg der Arbeiter—Zeitung dürfte ihr näher gehen als die Trauer, und wenn man sie fragte, ob ihr das Leben eines der Ihren wünschenswerter sei oder die »Leichenschändung« so wäre sie nicht Politikerin, wenn sie zugäbe, daß sie lieber stürbe als mit dem Tod keinen Erfolg zu haben. Das Gräßliche an dieser pathetischen Angelegenheit ist, daß sie so wenig mit dem Pathos zu schaffen hat. Der Erfolg macht nur die Stimme lauter. Infolgedessen überhört die Entrüstung, was sich der Humor nicht entgehen ließe. Dürfte die Arbeiter—Zeitung zugeben, daß hier nicht die Schlechtigkeit einer Parteigesinnung, sondern die Schlechtigkeit der Parteigesinnung bewiesen wurde, daß hier einmal der Punkt erreicht ist, wo die politische Lüge über sich selbst Witze zu machen beginnt, so hätte sie es sich nicht entgehen lassen, kommentarlos die Öffentlichkeit zum Zeugen eines gegnerischen Purzelbaumes zu machen, wie er noch nicht produziert wurde, seitdem eine kopfstehende Politik die Dinge betrachtet. Sie hätte es abdrucken sollen:

» ... Noch vor wenigen Tagen hatte das sozialdemokratische Organ den Fall neuerdings mit der Behauptung zu *verdunkeln* gesucht, Silberer sei in »aufgelöstem« Zustande vom abfließenden Schneewasser in den See geschwemmt worden. Die Auffindung der Leiche Silberers in der Nähe von Alm offenbart die ganze *Frivolität* dieser Erzählung.

Nunmehr ist, wenn sich die Salzburger Meldung bestätigt, *endlich* sichergestellt, daß Abg. Silberer einem der vielen alpinen Unglücke, die sich im verflossenen Winter ereignet, zum Opfer gefallen ist. Der mysteriöse Fall ist, nicht zuletzt *dank unseren Vorkehrungen, aufgeheilt* worden.«

Die Reichspost hatte also behauptet, daß Silberer tot sei, und gehofft, seine Leiche werde gefunden werden. Die Arbeiter—Zeitung hatte behauptet, er habe defraudiert, und gehofft, die Leiche werde verschwunden bleiben. Um die Auffindung zu erschweren, behauptete sie dann, Silberer sei in aufgelöstem Zustande abgeschwemmt worden. Sie wollte damit den Tatbestand des Todes verdunkeln, damit man glaube, es liege eine Defraudation vor. Der Reichspost aber war darum zu tun, daß sich der Verdacht des Todes bestätige. In Tagen, wo »selbst die Sozialdemokraten die Hoffnung aufgaben, Silberer doch noch zu finden«, hat sich die Reichspost für verpflichtet gehalten, den vermißten Silberer »zum Objekt peinlicher, aber notwendiger Forschungen zu machen« ... Politik ist Tonfall. Losgelöst von Sinn und Gefühl, spricht sie eine Sprache, die dem, der sie hören will, ins Ohr geht. Gegen die Politik gibt es nur ein Gegenmittel: die Drehkrankheit, der jener verfällt, welcher auf die Idee kommt, sich zwei Parteiblätter zu halten.

* * *

VISITEN

Oberbürgermeister Kirschner beim Kaiser.

Heute um 11 Uhr vormittags wurde der Berliner Oberbürgermeister Dr. Kirschner in Schönbrunn vom Kaiser in Privataudienz empfangen ... Der Kaiser empfing den Berliner Oberbürgermeister in sehr freundlicher Weise ... Der Monarch richtete dann an den Oberbürgermeister einige Fragen über den Wiener Aufenthalt der Berliner Gäste und zeigte sich über alle Punkte des Programms vollständig orientiert. »Es sind zweifellos anstrengende Tage für die Herren — sagte der Kaiser —. Sie haben sehr viel zu sehen. Das Programm ist ja sehr reichhaltig. Ich wünsche Ihnen, Herr Oberbürgermeister, und den übrigen Herren aus Berlin einen recht angenehmen Verlauf ihrer Reise, und hoffe, daß Sie einen guten Eindruck von Wien nach Berlin mitnehmen werden.« ... Von Schönbrunn aus begab sich der Oberbürgermeister in die Stadt zurück.

Der Oberbürgermeister von Berlin im 'Neuen Wiener Tagblatt'.

Dem 'Neuen Wiener Tagblatt' wurde heute mittag die Ehre zuteil, den Oberbürgermeister von Berlin, Herrn Dr. Martin Kirschner, in der Redaktion begrüßen zu können. Der Herr Oberbürgermeister, der, wie vorstehend berichtet, vormittags vom Kaiser empfangen worden war, stattete mittags der Redaktion des 'Neuen Wiener Tagblatt' einen Besuch ab. Der Chefredakteur Herr Wilhelm Singer begrüßte den Herrn Oberbürgermeister und dankte ihm für sein Erscheinen. Oberbürgermeister Dr. Kirschner verblieb längere Zeit in der Redaktion und erzählte von dem glänzenden Eindruck, welchen die Berliner Gäste von ihrem Wiener Besuche empfangen haben. Der Chefredakteur stellte sodann dem Herrn Oberbürgermeister die dienstfreien Mitglieder der Redaktion vor. Der Herr Oberbürgermeister begab sich hierauf zum Dejeuner in die deutsche Botschaft.

So ungefähr hat die erste Seite des 'Neuen Wiener Abendblatts' am 30. Mai 1912 ausgesehen. Nur eine Frage, so bescheiden sie ist, drängt sich dem in Audienzdingen Nichtbewanderten auf: Was sind das, die »dienstfreien« Mitglieder der Redaktion? Wie viel Generalredakteure und wie viel Flügelreporter gibt es? Und noch eines: Wurden der Oberststallmeister von der Sportrubrik und der Adjutant vom Kleinen Anzeiger zugezogen?

* * *

STADTVERORDNETE BESUCHEN GEMEINDERÄTE

Wenn 48 Sedlatscheks 24 Langerhänse führen, so ist das ein Ereignis. Die Langerhänse, einzelweis nationalliberal und wasserfarbig wie die Seele des Berliners, bei dem es eben nicht auf die Seele ankommt, sondern auf die Straßenreinigung, die Langerhänse also bieten den Vorteil, daß sie die Straßen reine machen, während hingegen wieder die Sedlatscheks mehr Gemüt haben und den Straßendreck vorziehen. Wenn die Fremden ankommen, so genügt eine Fahrt durch das Weichbild Wiens und sie werden sofort nach dem Steinhof geführt, wo sie sich beruhigen können, weil dort jene Wiener unter-

gebracht sind, deren torkelndes und unartikulierte Gehaben nicht mehr die Passage hindert. Dort ist Ordnung. Kaum daß sich aber die Fremden ein wenig akklimatisiert haben, zerzt man sie zurück in das Wiener Verkehrsleben und zeigt ihnen jenes Chaos, das dazu dient, den Wald— und Wiesengürtel auszufüllen. Wien hat bekanntlich die schönste Umgebung, aber die schönste Umgebung hat dafür bekanntlich auch Wien. Von der Terrasse des Kobenzl präsentiert sich die Sachlage sehr einfach und man hat einen prächtigen Ausblick auf Dinge, die man nicht gern sieht. Am Fuße des Kahlenbergs liegt etwas, was ich dort lieber vermissen möchte. Was sagen die Berliner, denen man unsere Schätze von obenher und ringsherum zeigt, zu der Landbevölkerung, die in der Inneren Stadt wohnt? Als ich kürzlich wieder in meinem geliebten Hainbach war, machte ich eine Entdeckung. Es gefielen mir auch die Wiener, die ich dort traf. Sie störten gar nicht, ja im Gegenteil, sie ergänzten Baum und Wiese vorteilhaft. Sie gehören zur Landschaft. Und sie waren gewiß in den Zeiten, da die Stadt, die mitten ins Grüne gebaut ist, noch nicht aufbegehrt, eine liebenswürdige Bevölkerung. Mit der Elektrischen, mit dem Automobil, mit dem Telephon hat man dieses Volk und diese Einrichtungen aus Rand und Band gebracht. Zwei Millionen Landbewohner werden auch dann noch keine Großstadt machen, wenn es drei Millionen sein werden. Vor dem Automobil haben sich die Pferde beruhigt, die Wiener werden noch scheu. Hat man den Berliner Gästen eine Wiener Automobilkatastrophe vorgeführt, eine resche, die was einen Schneid hat? Zerfleischte Familien und den Pahöhl der Passanten? Haben die Berliner beobachtet, wie die Tafeln des Beiwagens der Elektrischen Straußische Walzer tanzen? Das ist fidel, aber wer drin sitzt, hat nichts zu lachen. Was sagen die Stadtverordneten zu dem Wachmann an der Kreuzung vor der Oper? Haben sie bemerkt, wie drei gefährliche Wagen vor ihm habtacht stehen und er über diese Veränderung des Straßenbildes und über den Aufschwung Wiens im allgemeinen nachdenklich wird, als wäre er Feuilletonist eines großen Wiener Blattes? Wie er, den Chauffeur erkennend, ihn begrüßt, ihn verabschiedet und dazwischen aus einem Buch dem Fremden Auskunft gibt, wo hier die Kärntnerstraße ist? Haben die Berliner beobachtet, wie man hier geht, so für sich hin, um nichts zu suchen? Hat einer der Herren in einem Wiener Restaurant zu essen versucht und eine der angeschriebenen Speisen zu verlangen getrachtet? Hat einer in Wien telephoniert? Hat er eine Verbindung bekommen? Hat er sich um zehn Uhr abends in der Strauchgasse aufgestellt und beobachtet, was sich da be- gibt? Die plötzliche Verwandlung einer entvölkerten Gegend, tagsüber unwirtlich, weil dort die Anglobank haust, nachts aber friedlich, in ein Schlachtfeld — auf den Wink eines Mannes, der aus dem Hinterhalt bricht, mit offener Hand, und in den völlig unverständlichen Ruf ausbricht: »Aschpanaa! Irschta!« Wie im nächsten Augenblick ein herzerreißendes Gebrüll anhebt, aus allen Ecken, Winkeln und Seitengassen Pferde und Menschen hervorbrechen, ineinanderverkeilt, rettungslos verloren — zwischen Rufen wie »Ochtanfuchzigaa!« »Fahr füra Rabasbua vadächtigaa« und »Der Wamperl vom Kinigswartaa!« unaufhörlich, noch von sterbenden Lippen »Euer Gnaden doder!« geächzt wird, zwischen Hufen und Händen Kappen von den Köpfen fliegen und alle Aussicht geschwunden scheint, daß eines dieser wertvollen Menschenleben werde gerettet werden können, und alle Gewißheit gegeben, daß der Feind, der von dieser Wagenburg aus beschossen werden soll, verloren ist. Weshalb rast der Bürgerkrieg? Warum steht Mensch gegen Menschen auf? Was ist geschehen? ... Ein Konzert ist zu Ende.

* * *

ES IST HALT DOCH EIN UNTERSCHIED

Die Berliner Gäste sind auch auf dem Semmering gewesen, dem bekannten Luftreservoir. Ich sage nichts als: Dangl ... Schon die Fahrt war sehr geräuschvoll, denn die einzelnen Gemeinden ließen es sich nicht nehmen. Oben angelangt, erklärten die Norddeutschen, daß sie mit dem Gefühl nicht so hervortreten können. Dennoch empfänden sie ebenso warm wie die Süddeutschen. Nur scheinbar empfänden die Norddeutschen nicht so warm wie die Süddeutschen. (Die Sudeten sind schuld an dem Mißverständnis.) Der Oberbürgermeister resümierte:

Wenn wir auch manchmal weniger wortreich sind, so empfinden wir ebenso warm und herzlich wie die Süddeutschen ... Wir haben eine freundliche, liebevolle Aufnahme in Wien erwartet, aber daß die so überaus freundliche Gesinnung auch über Wien hinaus auf die Umgebung übertragen würde und daß so augenscheinlich sich kein Lebensalter, kein Stand davon ausschließt, das hat auf uns alle einen tiefen nachhaltigen Eindruck gemacht. Ich bin gewiß, wenn Sie zu uns nach Berlin kommen würden, so würde sich die ganze Bevölkerung sehr freuen. Aber ob es ihr gelänge, dieser Freude, so tief sie auch empfunden wäre, äußerlich solch impulsiven Ausdruck zu geben, wie wir es bei Ihnen erfahren haben, dazu sind — ich möchte nicht mißverstanden werden — die Norddeutschen nicht angetan.

Das wäre nun freilich eine schöne Geschichte. Wenn man so nach Berlin käme und der Betrieb nähme in scheinbar herzloser Weise nicht die geringste Notiz von den Wienern, das heißt, innerlich wäre der Potsdamer Platz tief bewegt, aber nach außen, worauf eben ankommt, ließe er nichts merken? So weit kann und wird es nicht kommen. Der Stadtverordnetenvorstandstellvertreter, ein geheimer Justizrat, der aber aus seinem Herzen keine Mördergrube macht und schon vermöge seiner Beziehungen zur Berliner Kultusgemeinde über Gefühlstone verfügt, ließ den christlichsozialen Gastgebern Hoffnung. Nachdem er versichert hatte, daß sie gemeinsam mit den Wienern erforderlichenfalls »einer Welt von Feinden gegenüberstehen wollen«, desavouierte er den Oberbürgermeister wie folgt:

Der Herr Oberbürgermeister hat recht, wenn er den Norddeutschen als zurückhaltend bezeichnet. Hat dieser aber einmal sein Herz aufgetan, dann überströmt sein Gefühl. Seien Sie überzeugt, daß, wenn Sie, wie wir hoffen, recht bald nach Berlin kommen, Ihnen die gesamte Berliner Bevölkerung ebenso entgegenjubeln wird wie Sie uns.

Dieser Redner sprach sich so in die Wiener Herzen, daß sie, als er dann noch dem deutschen Volksstamme in Österreich Masseltow zurief, vor Entzücken sich gar nicht auskannten und die Empfindung hatten, daß der Libanon seinerseits ein ebenso geringfügiges Hindernis der Verständigung bilde wie die Sudeten. Wichtiger noch als diese Erhöhungen ist aber der Semmering selbst, das Luftreservoir. Ein Südbahndirektor bemerkte hierzu:

In dieser herrlichen Bergwelt finden Sie zwar nicht die Ihnen vielleicht bekannteren Bergriesen der Schweiz und von Tirol, Sie genießen aber die milde Bergesluft, wie sie nur die Höhe von tausend Metern kennt und wo Ihr Auge sich erfreut an den grünen Fichtenwäldern des Sonnwendsteins und den schneebedeckten Häuptern der Rax und des Schneeberges, der Könige unter den

Bergen Niederösterreichs. Die Südbahngesellschaft hat den Semmering sozusagen gegründet und groß gemacht. Sie ist die Mutter des Semmerings und, wie jede Mutter

sollte sie dafür sorgen, daß die Coupés nicht so dreckig sind, anstatt dumme Phrasen zu schwätzen. Wenn die Südbahn mütterliche Gefühle hat, sollte sie begreifen, wie qualvoll es ist, jeden Sonntagabend auf die Angehörigen warten zu müssen, die mit dreistündiger Verspätung vom Semmering auf dem Südbahnhof eintreffen. Und wenn in Preußen Berge wären, so würde eine dortige Bahndirektion lieber für gute Verbindungen als für Komplimente sorgen und gewiß nicht unter dem Vorwand, daß es Könige seien, auf einen anständigen Fahrplan verzichten. Es besteht wirklich Gefahr, daß den Wienern bei einem Gegenbesuch so etwas nicht erzählt werden wird, und daß sie's auch sonst nicht so gut haben werden wie die Berliner, die ja hier in ein Land kamen, wo Prahlhans Küchenmeister ist. Auf die denkbar unappetitlichste Art des Selbstlobs sind hierzulande die Speisen zubereitet, in dieser Gegend, in der es dem Künstler verboten ist, an sich zu glauben, aber jeder Gastwirt das Maul mit seinem Spezial—Gulasch voll nehmen darf. Die Wiener werden es nicht so gut haben. Denn

Bürgermeister Dangl hatte den deutschen Gästen durch ein sorgsam gewähltes Menü den richtigen Begriff von der österreichischen Küche gebracht, indem er ihnen nach Forellen köstliches Rindfleisch, Backhühner und Milchrahmstrudel vorsetzte, Gerichte, welche den Gästen vortrefflich mundeten.

Dazu blies das Stiegler—Sextett — wo gibts denn so etwas in der Mark?

Frau Bürgermeister Dangl servierte mit ihren liebenswürdigen Töchtern eine Jause.

Wo gibts denn so etwas in der Mark?

Die Damen und Herren der Pension Wegererhof in Küb warfen Blumen in die Coupéfenster.

Also wo gibts denn so etwas in der Mark? Man soll mir eine Pension in Elsterwerda nennen, deren Damen und Herren es sich nicht nehmen lassen, es sich zur Ehre anrechnen, es als den schönsten Tag ihres bis dahin unnützen Lebens empfinden würden, daß sie vorbeifahrenden Wiener Bezirksausschüssen Blumen ins Coupé werfen?

In Wiener—Neustadt erwartete der dortige Gesangverein ...

Ich sag', wo gibts denn so was auf der preußischen Streck? Nein, es ist ein Unterschied, sie empfinden vielleicht warm, aber sie können nicht so hervortreten, und wenn ein Jud nicht Dolmetsch der Gefühle wäre, Norden und Süden blieben zeitlebens durch diese verfluchten Sudeten getrennt.

* * *

ANERKENNUNG WIENS IM AUSLANDE

»Wenn ein feinsinniger Beobachter von »Wien—Berlin« seine Erfahrungen in dem allgemeinen Satz zusammenfaßt: bei uns in Berlin fehlt das Handinhandarbeiten der Instanzen, so mag er wohl recht haben. Diesem Beobachter hat es gefallen, daß die Wiener Bürgermeister keine goldene Hochzeit eines Bürgerpaares vorbegehen lassen, ohne persönlich die Glückwünsche der Stadt zu überbringen ... «

* * *

DIE KATZE IM SACK

zu kaufen wird sich die Neue Freie Presse künftig vergehen lassen. Der Berliner Bürgermeister Reicke schien ihr als schlechter Schriftsteller und freigeistlicher Mann hinlänglich einwandfrei, um bei ihm einen Pfingstartikel zu bestellen. Was tut er? Im Glauben, der Vertreterin wienerischer Interessen ein Kompliment machen zu müssen, spricht er von »Wiens unvergessenem Bürgermeister Lueger« und »seinem würdigen Nachfolger«. Und frozzelt dann noch Herrn Benedikt, indem er fragt: »Habe ich nicht mit einem Herrn aus der Wohllebengasse weit mehr gemein, als mit einem Landsmann aus Rathenow oder Gleiwitz?« Jedenfalls teilt mit ihm der Herr aus der Wohllebengasse nicht die Sympathie für Wiens neuere Bürgermeister, das muß man schon sagen. Aber er wird sogleich wieder kaptiviert:

Grillparzer ist uns längst kein Fremder mehr, Mozart und Schubert und — um nicht bloß Tote zu nennen — Schnitzler, Hofmannsthal, Rudolf Hans Bartsch, der jüngst aus Wien entflohen — sind es nie gewesen.

Ja, die Berliner wissen, worin wir stark sind. Wie oft habe ich mir, wenn ich mich auf der Berliner Elektrischen über die Wiener Elektrische ärgern mußte, gesagt: Aber einen Schnitzler und einen Hofmannsthal haben sie doch nicht! Wie oft habe ich, wenn ich durch den Wiener Straßendreck nicht hindurchkonnte, Bartsch den Vorzug vor Stilgebauer gegeben! Der Berliner Bürgermeister weiß aber, daß wir noch andere Schätze haben. So zum Beispiel könne man sich in Wien »beim Café Demel (sprich: Demml'!) an dem wundervollen Kuchen gütlich tun oder etwa beim Meißl dem delikatsten Rindfleisch zuwenden«. Er hats erraten, bis zur Aussprache und zum Apostroph. Von hier ist aber nur ein Schritt zu der Hoffnung, daß »die junge Kaiserstadt an der Spree und die alte Kaiserstadt an der Donau« und die natürlichen Stammesbrüder überhaupt, wills Gott, für alle Zeiten die nicht minder natürlichen Waffengefährten sein werden und was man halt so hofft. Ich habe immer gewußt, daß Herr Reicke ein Optimist ist und deshalb die Mitwirkung an einem Vortragszyklus, an dem er mitwirkte, abgelehnt. Aber natürlich auch wegen der Herren Bahr und Bie, die auch mitwirkten, und die ich mir, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, als die eigentlichen Repräsentanten von Wien und Berlin und als die natürlichen Waffengefährten vorstelle, indem nämlich Wien vor Berlin den Bie voraus hat, den Berlin hat, während Berlin vor Wien unsern Bahr voraus hat. Das ist kompliziert, aber es ist so.

* * *

DIE PLASTIK

Bald werden Phantasie und Erlebnisfähigkeit von der Reportage ratzsch abgenagt sein. Ich werde gelegentlich den Unterschied zwischen der Berichterstattung vor fünfzig Jahren, die sich vornehm andeutend am Rand von Geist und Leben bewegte, und der heutigen alles ausschöpfenden, alles wiederholenden, alles ersetzenden und alles erschöpfenden Schändlichkeit an Beispielen demonstrieren. Wie hinter dem Reporter heute die Tendenz verschwindet und jede Gesinnung als ihr höchstes Ziel die »Plastik« ersehnt, zeigt sich an der Arbeiter—Zeitung, die die Expropriation der Volksphantasie wie nur irgend ein Bourgeoisblatt und mit der zudringlichen Freude an dem neuen Recht betreibt. Der Abgeordnete Silberer wird begraben. Tausende von

Menschen bilden Spalier. Wie macht man nun das Pathos dieser Teilnahme anschaulich? Zunächst in der völligen Gleichgültigkeit, mit der die andern Särge, die ihres Weges kommen, behandelt werden.

Offiziersleichen mit Trainkondukt und bunten Uniformen rattern vorüber, grünschillernde Federbüsche wehen, aber sie (die Zuschauer) wenden nicht die Köpfe.

Diese Leichen sind die reine *quantité négligeable*. Vielleicht waren diese Offiziere auch tüchtige und ehrenhafte Leute, die auch keine Kassengelder unterschlagen haben. Aber der Unterschied ist, daß sie nicht verleumdet wurden, und das macht die ostentative Teilnahmslosigkeit erklärlich. Der Reporter verschweigt sie nicht, sondern macht sie zur Scheußlichkeit. Und dann hat sein dialektgeübtes Ohr die folgenden Dialoge festgehalten:

»Na,« sagt eine, »dös hätten s' net tuan därf'n, dös net! Auf was soll man denn hernach jetzt no glauben, wann net auf a christliche Zeitung?« — »Wer'n S' schon segn,« tröstet eine andere, »das Bonifaziusblatt, was eh neulich so a schöne Beschreibung von der Verleumdung g'macht hat, wird's ihna scho geben, den *Luagnern!*« — »Daß i net lach',« fährt da der Mann dazwischen, der bei ihnen steht, »daß i net lach', dös Bonifaziusblatt wird kan' Muckser net machen gegen die Luagner; net an' Muckser, sag' i Ihna.« — Ein *Liebepaar kommt daher*. Sie ganz Hingebung an ihn gehängt, der sich so weltgewandt und überlegen als nur immer möglich gibt. »Warum stehen denn die vielen Leut' da?« — »No halt wegen der Silbererleich',« sagt er nebensächlich. Da bleibt sie stehen. Sie will den Totenzug des Mannes sehen, von dessen Unglück und von dessen Verleumdung und von dessen Ehrenrettung die Nachricht bis in ihre Küche, *bis in den finstern Winkel ihrer Dienstbotenkammer gedrungen ist*. Und er muß warten mit ihr auf den Zug des Todes, *er, der das hübsche Ding so gern fortziehen möchte, irgendwohin, wo das Leben ist und die Liebe und der Genuß*. Sie flüstern miteinander. *Das alte Spiel*. Sie fragt, er erklärt. Sie ereifert sich, entsetzt sich. »Mein Gott, ist halt Parteipolitik!« sagt er großartig überlegen. Da wird sie zornig. Füßchen und Sonnenschirm pochen energisch aufs Pflaster und sie schilt: »*So darfst net reden, Franz, so net. A Schlechtigkeit ist das und ka Politik ... Wannst du so reden kannst, glaub' i dir ka Wort mehr, was du mir sagst, und auf der Stell' laß i di stehn!*« Da ist seine affektierte Weltklugheit *gebändigt* ... »Viel erlebt ma, wann ma alt wird,« sagt ein alter Mann neben mir und schneuzte sich mit einem großen roten Taschentuch ... Zwei Burschen, denen man die Zirkus Busch—Athletik—Begeisterung an der Nasenspitze ankennt und die für zartere Gefühlsregungen nicht viel übrig haben mögen, gehen raschen Schrittes vor mir her der Stadt zu ... Sagt der eine zum andern: »Lugenschippeln überanand, Ehrabschneider. Allerweil boxen sollt' ma 's, mitten aufs Lugenmaul allweil boxen, daß ihna die Zähnd kompagnieweis aus der Goschen fliegen.« — »*Weil's wahr is!*« ergänzt der zweite und schaut *naiv—boxlüttern* um sich ...

Man kann getrost annehmen, daß solche Dialoge nicht geführt wurden. Die Leute können es sich ersparen, sie zu halten, weil sie sie ja doch bequemer lesen können.

Der Kritiker:

» ... Berka ist der Größere, vermag von seinen langen Armen aber nicht den richtigen Gebrauch zu machen; dafür hat Netzler die kräftigeren Beine, die ihn zu weiten Sprüngen befähigen. Sprungartig geht er daher zum Angriff über, dann hat der Gegner die Faust *aber auch schon* im Gesicht ... Gleich nach Kampfbeginn sauste Netzlers Faust auf die Nase Berkas nieder, *die fortan stark gerötet ist*. Dann gelang dem Deutschen ein Swing, bei dem er die Faust mit gestrecktem Arme seitwärts nach vorne *gegen die Kinnladen* des Gegners stieß. Berka erwiderte zwar mit einigen Stößen gegen das Gesicht und den Magen des Gegners, aber die dritte Runde sah wieder den Deutschen im Vorteil. Die *aufgedunsenen Gesichtszüge* des Wieners *verrieten bereits Nervosität*. Netzler zieht sofort links. Jetzt ging es *wirklich* scharf zu. Die Gegner bearbeiteten einander mit den Fäusten, *daß es nur so prasselte*, und dabei trafen die Stöße zumeist ihr Ziel ... Ein Gesichtstoß Netzlers trieb Berka das Blut aus dem Gesicht. Berka blutete vom Munde. Noch heftiger war die nächste Runde. Jetzt sausten die Stöße aller Arten so hageldicht auf Berka nieder, daß nun *auch aus der Nase* das Blut quoll. Für einen Moment befreite er sich durch einen Magenstoß, der den Gegner auf den Boden setzte. In der letzten Runde war Berkas Gesicht stark verschwollen, das Blut rann über das Kinn und ließ seine Spuren auf dem Körper des Gegners zurück ... Nun betraten Josef Damasso und Richard Strauß den Kampfplatz. Fast mit Beginn traf Damassos Faust Strauß auf den Mund, aus dem sofort Blut rann. Der

Der Impressionist:

» ... Domonkos im Tor, sicher und bravourös wie immer, *aber Rumbold und Payer geradezu zwei Säulen, die befreien, wenn sie kicken*. Deckung eifrig, rasch nachrückend, Angriff sehr schnell, besonders Dr. Borbas, und gut zusammenspielend ... Noll im Tor sehr gut, Graubart in der Verteidigung dagegen sehr mäßig, befreiend wirkte er nie. Webers raumgreifender Schritt hinderte ihn, die nötige Flinkheit zu entfalten, Tekusch II dagegen war der Held des ganzen Feldes. Nach Halbzeit nahm er sogar Braunsteiner noch einen Teil der Arbeit ab. Braunsteiner schien überhaupt seine Position zu defensiv aufzufassen ... Wenn, wie gestern, das verrammelte Tor den Stürmern die Schußmöglichkeit nimmt, dann muß die Deckung schießen, speziell die Mitte. Kwietek wäre da der richtige Mann gewesen ... Ein schöner Angriff Österreichs endet mit Offside Studnickas, einen Freistoß Braunsteiners fängt Domonkos. Nun stürmt Little vor, zentert, Fischera köpft, schon hat Domonkos das Leder in Händen, und der Kampf wogt weiter ... Fischera gibt zu Studnicka, der legt Merz vor — Corner. Dieser wird herausgeköpft ... Andres beginnt den Reigen, Payer will retten, verursacht aber beinahe ein Eigengol, das Domonkos noch mit Mühe und Not verhindern kann — Ecke — nichts. Fischera schießt — abgewehrt — Ecke — nichts ... Fischera dribbelt vor; Schuß, Rumbold köpft heraus ... Ganz Ungarn verteidigt das Tor ... Andres zentert, Merz schießt, Domonkos muß sich hinwerfen, um sein Tor reinzuhalten (21. Minute). Das Publikum feuert die Österreicher an. Zuerst Schuß Fischeras

Wiener revanchierte sich sofort, so daß der Franzose seine zur Schau getragene stoische Ruhe verlor. Damasso war ihm aber überlegen. Schwere Stöße versetzte er dem Gegner ins Gesicht, dem das Blut über das Kinn rann. Die Augen waren weit aufgerissen, Nase und Mund geschwollen. In der letzten Runde wurde Strauß *von allen Seiten verhauen. Abstoßend direkt* waren seine Züge, die *so recht die Qualen* erkennen ließen, die es bedeutete, den Kopf der stärkeren Faust bieten zu müssen, wenn der eigene Arm zur Abwehr schon zu schwach war. Damasso wurde schließlich *unter lebhaftem Beifall* zum Sieger erklärt.«

haarscharf über das Tor, dann werden Andres' Schuß und Studnickas Köpfler gemeistert. Die Heimischen bombardieren, hier scheint es aber *vor lauter Beine* keinen Weg *in das Himmelreich zu geben*. Nun zwei Ecken, Merz köpft — vergebens ... da, ein neuer Angriff, Studnicka köpft Fischers zurück, der mit einem flachen Schuß über die Häupter der Ungarn in der 43. Minute ausgleicht. Der Himmel erzittert unter dem Jubel ... Noch einige Angriffe gegen Ungarn, dann ein Roheitsakt eines Ungarn gegen Tekusch II ... Die Massen lassen sich nicht mehr zügeln.«

* * *

UNTER STRZYGOWSKIS FÜHRUNG

»Die Reisegesellschaft der 'Urania' ist von den herrlichsten Eindrücken erfüllt ... Der Aufenthalt in Luxor, Karnak und im Tale der Königsgräber war der Höhepunkt der Reise, den in unserer Erinnerung der Sonnenuntergang auf den mächtigen Pylonen des märchenhaften Ammonstempels vergoldet ... Besonders die arabisch—wienerschen Gstanzeln der Sphinx, die der Vizepräsident der Vereinigung der Deutschen Kairos, unser gemütlicher Landsmann Herr v. Pechmann, zum Besten gab, würzten unsere gute Laune ... Und so sind wir denn mit Siebenmeilenstiefeln aus dem Traumlande Ägypten zurückgekehrt und danken der 'Urania' und ihrem tatkräftigen Präsidenten für die Anregung zu dieser herrlichen Osterfahrt.«

* * *

IN EINE WIENER KUNSTHANDLUNG WIRD EINGEBROCHEN

» ... sind heute nachts unbekannte Gauner eingedrungen, haben alle Laden erbrochen und die darin verwahrten —

Bilder? Nein

Brief— und Stempelmarken gestohlen. Die Anzeichen sprechen dafür, daß der Mann, der den Einbruch verübte, *die Örtlichkeit gut gekannt haben muß*.«

Wenn man ihn hat, möge man nicht zögern, ihn zum Nachfolger des Herrn Seligmann zu machen, den man leider hat.

* * *

DAS MUSS EIN KUNSTWERK SEIN

»München, 13. Juni. In der gegenwärtigen am 1. d. eröffneten Ausstellung im Glaspalaste war auch ein Gemälde von dem ehemaligen österreichischen Major und Maler Hoffmann v. Vestenhof. ausgestellt, mit dem Titel: »Im Schoße der Götter«. Dieses Bild hat der Maler auf Verlangen der Ausstellungsleiter entfernen müssen, angeblich weil es durch seine Nuditäten die Beschauer verletzt ... Über das Sujet des Bildes ist folgendes zu sagen: Es ist ein Triptychon mit einer tempelartigen Umrahmung, die sich in allen drei Teilen des Triptychons über eine Hügelgruppe zieht. Links auf dem Bilde sieht man die Mädchen nach einem Tempel schreiten. *Die Mädchen sind bekleidet*. In der Mitte sitzt auf einem Sockel ein roter Götze, der vom Altarfeuer rot beleuchtet wird. Auf seinen Knien kauert ein *nacktes* Mädchen. Dieses Mädchen hat der Künstler auf Ersuchen der Ausstellungsleitung bereits früher einmal *umgemalt*. Andere Mädchen schüren das Altarfeuer und blicken auf das kauernde Mädchen. Auf dem dritten Bilde des Triptychons kommen die Mädchen aus dem Tempel zurück. Eines der Mädchen hält eine goldene Kette hoch, ein anderes windet sich in Verzweiflung und das dritte Mädchen hockt auf der Treppe, blickt dem Beschauer entgegen und zählt Goldmünzen auf der flachen Hand. Auch diese Mädchen sind mit Ausnahme jenes, das auf der Treppe sitzt, *bekleidet*. Hoffmann v. Vestenhof ist in der österreichisch—ungarischen Kolonie eine bekannte und angesehenere Persönlichkeit.«

* * *

DER KÜNSTLER UND DIE KÜNSTLER

(Wörtliche Wiedergabe einer Zuschrift)

»betrifft: *Die Frühlingskönigin*.

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Mit viel Tam—Tam wurde durch die »Charitee« eine Festveranstaltung in Szene gesetzt. Eine Frühlingskönigin sollte gewählt werden. Eine unparteiische Jury von 16 Künstlern von Namen würde, so hieß es, ihres unbeeinflussten Schiedsrichteramtes walten. In Scharen zog das Volk nach dem Stadtparke; fürsorgliche Mütter mit mehr oder minder schönen Töchtern, ehrgeizige Gatten mit mehr oder minder schönen Gattinen, der Bräutigam an der Seite der Braut, kurzum alles strebte nach Erreichung des stolzen Titels einer Wiener Frühlingskönigin. Man mochte über die Sache denken wie man wollte, aber es fanden sich auch schöngeistige Männer ein, welche denn doch wahr und wahrhaftig ein ausgewähltes Schönheitsideal zu erblicken erhofften. Eine Schönheits—Konkurrenz unter derartigen Auspizien erweckte die Neugier. Man erwartete nichts anders als eine gerechte, durch keinerlei Protektion beeinflusste Entscheidung. Niemals hatte man mehr Täuschung erfahren!

Als die zahlreich erschienenen schönen Damen vor der Jury defilierten, wurde man mit Entfremden gewahr, daß da eigentlich nicht mit richtigen Dingen vorzugehen schien. Zahlreiche Komiteedamen, die nichts weniger als schön waren, befanden sich sofort im Besitze der langstieligen Rose, die zur engeren Konkurrenz berechnete. Während eine geradezu abschreckend häßliche Dame sich des Besitzes einer derartigen Trophäe erfreute, sah man prangende Schönheiten mit flehendem Auge vergeblich nach der ersehnten Blume auslugen. Ganz besonders trat dies bei einer junonischen Frauenschönheit zutage. Als diese, eine geradezu himmlische Schönheit, auf den Plan erschien, ward es den zahlreichen Unbeteiligten nicht mehr zweifelhaft, wer den Preis davontragen würde. Wie die Sonne unter den Sternen prangte diese fabelhafte Schönheit in ihrer dezenten herrlichen gelben Seidenrobe. Und merkwürdig — — Herr Zasche wandte jederzeit, wenn die Dame vorbeischnitt unwillig den Kopf weg. Eine Komiteedame raunte entsetzt einem schiedrichterlichen Künstler, als er der außergewöhnlichen Schönheit eine Rose reichen wollte, zu: »Aber was fällt denn Ihnen ein das ist ja eine Rumänin!« Endlich wurde ihr ganz insgeheim von zwei Herren der Jury je eine Eintrittsrose überreicht. Als es nun zur engeren Wahl kommen sollte, mußte die Dame wieder hören, daß sie eine Rumänin sei. Nun wollte sie den Saal verlassen, denn nun erkannte das arme Ding den ganzen Hohn der Veranstaltung. »Da ich doch als Rumänin nicht konkurrieren darf, will ich lieber fort« sagte sie einem sie zurückhaltenden Herrn der Jury, welcher sie indes ersuchte weiter zu verharren. Das Resultat war, wie haarscharf vorauszusehen, eine Ausschaltung der schönsten Dame schon beim ersten Gange. Und so wie dieser erging es vielen schönen Frauen und Mädchen, welche minder schönen und auch häßlichen weichen mußten, weil eine unparteiische Jury von 16 Wiener Künstlern ihres unbeeinflussten Amtes waltete.

Vorerst erscheint es höchst verwunderlich, daß fast sämtliche Damen des Komitees, etwa 20 an Zahl, bereits im Saale mit je einer oder mehreren Konkurrenzrosen versehen, auf die übrigen Konkurrentinnen warteten. Unter diesen Damen waren manche schön, andere hübsch, viele geradezu häßlich. Unter den gewählten »Prinzessinen« [steht so im Text] befanden sich zumeist Komiteedamen, von welchen eine direkt unschön war. Bei aller Galanterie gegen das schöne Geschlecht muß ein derartiges Vordrängen einer flagranten Difformität denn doch angenagelt werden.

Und die 16 Wiener Künstler, welche ein ideales künstlerisches Verdikt zu fällen hatten? Wie kläglich nahmen sie sich aus, als sie es mit ihrem künstlerischen Gewissen vereinbart hielten [steht so im Text], eine Schönheit in des Wortes idealster Bedeutung zu brüskieren, lediglich, weil man einer Ausländerin nicht den Ruhm zubilligen wollte, schöner als die Wienerin zu sein.

Hochachtungsvoll!

Ein Künstler.

Aus vorliegenden Zeilen bitte das Brauchbare gütigst verwenden zu wollen. Als Bewunderer Ihres wahrhaft antikorruptionistischen Wirkens, würden Sie hochgeehrter Herr, sich gewiß verdient machen, wenn Sie vorerst gegen derlei unwürdige Veranstaltungen

zufelde ziehen würden. Zahllose arme Mütter, welche mit ihren Töchtern zum Stadtparke pilgerten, sich erhebliche Spesen, die nicht im Verhältnisse zu ihren Einkünften standen, ohne auch die geringste Chance eines Erfolges zu besitzen, selbst wenn ihre Töchter volle Anwartschaft darauf hatten, werden Ihnen dankbar sein. Nie hat es eine scheußlichere Protektionswirtschaft gegeben, als an diesem Tage. Ich glaube, hochgeehrter Herr, daß Ihr klarer Geist viel Anregung aus meinem anspruchlosen Beriche schöpfen wird. Selbstverständlich beanspruche ich keinerlei Honorierung. Für mich wird es schönster Lohn bedeuten, wenn Sie mit ihrer wuchtigen Hand in diese neuartige Korruptionswirtschaft hineinfahren werden.

Mit aufrichtiger Verehrung
Obiger.«

* * *

DER ERNSTFALL

Die Kriegsministerin läßt nicht mit sich spaßen:

»Dienstag mittags fand im Militärkasino unter dem Vorsitze der Präsidentin des Damenkomitees, Frau Teresina von Auffenberg, die letzte Sitzung des großen Patronessenkomitees statt. Es wurde beschlossen, die Sommernachtsredoute *unter allen Umständen* Samstag den 8. d., bei ungünstiger Witterung im Kursalon, abzuhalten, so daß eine Verschiebung *absolut nicht* stattfindet. Die die Redoute besuchenden Damen *erscheinen* in Domino oder lichten Sommertoiletten mit Larve (*Larvenzwang* bis 11 Uhr), die Herren im Frack oder Smoking ... Karten für Offiziere, Fähnriche und Einjährig—Freiwillige à 6 K sind ...

Ich bin furchtbar erschrocken, erschien trotzdem vorschriftswidrig adjustiert (Straßenanzug), wurde erkannt, sollte füsiliert werden, desertierte vor der Langweile und werde jetzt gesucht.

* * *

NACHRICHTEN

»Was Erzherzog Rainer als Oberkommandant der Landwehr gewirkt, ist allgemein bekannt. Oft und oft hat er die mühevollsten Inspizierungen unternommen, und stets hat er auch im kleinsten Dorfe alle Honoratioren zum Diner geladen.« — Die hohe Ehre, die Braut, Ihre königliche Hoheit Prinzessin Zita, und deren hohe Gäste zu frisieren, wurde Herrn Otmar Schiff, Mitchef der Firma Franz Emmer & Otmar Schiff, zuteil.«

* * *

TRÈS ENCHANTÉ ¹

»*Sehr lobend* sprach sich der Komponist anlässlich der Aufführung seiner Operetten durch eine *Wiener Truppe in Paris* aus: 'Die Wie-

1 allzu zauberhaft

ner dürfen sich schmeicheln, für die moderne Operette geeignete Kräfte zu besitzen. Nirgends *spielte* man *Giroflé—Giroflà'* so gut wie in Wien. *Entzückt kam ich nach Paris zurück* und wollte mein Leben lang nur mehr fürs Carl—Theater Operetten schreiben ...'«

Lecocq hatte 1875 die Premiere von *Giroflé—Giroflà* in Wien dirigiert, die Wiener Truppe spielte 1911 *Giroflé—Giroflà* in Paris. Der Zeitungsakustik genügt der Tonfall des Lobes. Vielleicht würde es Herrn von Berger freuen, wenn man ihm nach einer Vorstellung der »Makkabäer« das Kompliment machte, so gut wie das Burgtheater mit der Wolter und mit Robert habe doch keine andere Bühne das Werk herausgebracht.

* * *

ACHTUNG! GRUBENHUNDE!

In Ungarn hat es Überschwemmungen gegeben: in Keszthely (am Plattensee) ist die Donau und in Groß—Kanizsa (an der Südbahn) die Theiß ausgetreten. — Ein dalmatinischer Dampfer hat auf der Fahrt von Sunderland nach Waband Eisberge getroffen, die im Augenblick der Gefahr gewogen werden konnten: »viele derselben wogen Hunderttausende von Tonnen.« Der Kommandant erkrankte infolge der Überanstrengung und mußte in Montreal ein Sanatorium aufsuchen. — Die Herzogin Amalia von Urach ist »an den Folgen einer Niederkunft« gestorben. Ihr Gemahl war der Herzog Wilhelm von Urach, »der am 24. April 1897 gestorben« ist. Er hätte also allen Grund, über die Enthüllung aufgebracht zu sein. Der Grund entfällt aber, weil er noch lebt.

* * *

DENKEN SIE AN IBSEN!

»Wer meine Liebesbriefe, so lange ich lebe, veröffentlichen wollte, mag von mir unter dem Beifall aller anständigen Leute ein Schurke genannt werden. Wenn er aber die Veröffentlichung nach meinem Tode bewirkt, so wird er ein Forscher genannt, der im Dienste der Literaturwissenschaft steht. Denken Sie an Franz Grillparzer, an Nikolaus Lenau! Erinnern Sie sich an die empörende Gründlichkeit, mit welcher man alle ihre seelischen und sinnlichen Kämpfe aufgedeckt hat. Denken Sie an Henrik Ibsen, der kaum die Augen geschlossen hatte, als man die Greisentrheit seines Sommerromans in Gossensaß uns urkundlich enthüllt hat ... Was man sonst eine verwerfliche Indiskretion genannt hätte, wird jetzt als wissenschaftliches Material gewertet.«

So läßt Herr Blumenthal einen berühmten Mann klagen. Wo? Nun dort, wo das wissenschaftliche Material über den Fall Ibsen urkundlich enthüllt wurde.

* * *

UM DEN KÖNIG VON MONTENEGRO ZU SEHEN

habe ich nicht einen Schritt aus dem Haus gemacht. Aber den König von Montenegro zu lesen, das lasse ich mir nicht entgehen. Er ist nämlich auch Dichter. Als er seine lieben Wiener zu Tausenden im Spalier sah, dachte er: Wie

schade, daß es keine Hammeln sind! Auch ich bedauerte es, denn gerade mir könnten sie gestohlen werden. Statt dessen hat er uns sogar noch etwas zurückgelassen. Nämlich ein Gedicht. Das Neue Wiener Tagblatt ist so glücklich, die deutsche Übersetzung übermitteln zu können. »Eine Persönlichkeit aus dem Gefolge hatte die Güte, sie einem unserer Redakteure zu übergeben.« Welche Multiplikation von Ehrgefühlen, wenn einer, der schon die Ehre hat, dem Gefolge des Herrn Singer anzugehören, nunmehr auch Beziehungen zum Gefolge des Königs von Montenegro unterhält! Das ganze Gedicht ist noch nicht veröffentlicht worden; es hat 52 Strophen, die alle »so recht bezeichnend« sein sollen für das ursprüngliche, glühende Temperament dieses richtigen Königs seines Volkes«. Es ist ein Hymnus an die Liebe.

»Im ersten Teil des Gedichtes gibt der königliche Dichter der Stimmung des Alters Ausdruck: Wie ist die Zeit so flüchtig! Wie undurchdringlich die Rätsel des Lebens ... Dann aber nimmt der Dichter aus dieser schwermütigen Betrachtung einen *mächtigen* Aufschwung, um zu singen:

Von der Liebe Feuerflammen,
Von der Liebe heil'gem Glühen,
Von der Liebe Wunderleben,
Von der Liebe Herzensbeben.

Das ist in der Tat mächtig, und der deutsche Gesandte in Cetinje, der es übersetzt hat, muß auch ein Mordskerl sein.

»Er wird wieder jung, wenn er an die vergangenen Zeiten der Liebe zurückdenkt, der Puls schlägt ihm rascher, das Auge leuchtet und er fragt:

Wogten, tobten dir im Herzen
Freude, Schmerzen nicht, und Wonnen?
Fühltest du, wie ihre Hand
Stürme, Meereswogen bannt?

Das ist ja Paul Wilhelm auf Montenegrinisch!

Mitten in der Schwerter Glanze,
Der Kanonen Donnertosen
Folgt mein Auge voll Entzücken,
Liebesgöttin, deinen Blicken.

Eine etwas übertriebene Schilderung der Wehrmacht Montenegros. Er gibt selbst zu, daß die Erotik stärker ist.

Schöner noch als Sonnenstrahlen,
Als des Morgens Dämmerröte
Ist die Lieb' — ein Schleierband,
Zart gewirkt von Engelshand.

Liebumwunden, ganz nur Liebe,
Zog ich sanft durch Feld und Fluren —
Dann erfaßt mich Kampfeslust,
Feindestrotz erfüllt die Brust.

In Montenegro reimt man in Liebesgedichten nur Lust auf Brust, den Reim auf Fluren scheint man dort nicht zu kennen. Das ist begreiflich, denn es handelt sich um ideale Sachen:

»Und dann schildert die Dichtung das Kommen und Walten der Liebe, die ihre Schranken nur im Gebot der Ehre hat.

Selbstlos, ohne Feilschen, Markten,
Gibt sie uns aus vollen Händen,
Fragt nicht, wo die Reichen wohnen,

Achtet nicht der Zepter, Kronen.
Also nicht so wie in Serbien, wo die Rosa Benkö so viel verlangt hat.
Aber wo verglüht die Flamme,
Wo verblüht die Frühlingsblumen,
Weicht die Liebesseligkeit
Kalt erzwungener Höflichkeit.

Da ist nichts zu machen. Und vollends:
Wo einst helle Funken sprühten,
Purpurrot die Wangen glühten,
Brennt ein mattes trübes Licht,
Wärme spenden kann es nicht.

Das ist aber nicht etwa die Paul Wilhelm Buschische Umschreibung eines Zustandes, gegen den hinten im Neuen Wiener Tagblatt genügend Mittel empfohlen sind, sondern »ein rein menschliches Bekenntnis, das den König jedem seiner Leser herzlich näherbringt«. Die »innere Wahrheit, die dem Gedicht innewohnt«, meint das Tagblatt entschuldigend, »kommt in der Sprache des Originals gewiß noch unmittelbarer zum Ausdruck«. Aber man muß nicht unbescheiden sein. Was zum Ausdruck kommt, ist die Tragik jedes Hammels von Montenegro, und die kann ein sämtlichen Königen der Erde gleichzeitig hineinkriechendes Blatt sehr wohl nachempfinden. Ich werde aufpassen, ob Herr Singer den Orden bekommt.

* * *

PETITE CHRONIQUE SCANDALEUSE

»Unser Mitarbeiter Dr. Paul Zifferer wurde für seine Verdienste um die französische Literatur zum Offizier der Ehrenlegion ernannt.«

»Herr Dr. Paul Zifferer wurde nicht zum Offizier der Ehrenlegion, sondern zum Offizier der französischen Akademie ernannt.«

Darauf sage ich nichts als: Parbleu! Denn c'est plus qu'un crime, c'est une faute. C'est le commencement de la fin. Dis—moi ce que tu manges, je te dirai ce que tu es. Übrigens chaque pays a le gouvernement qu'il, mérite. Tout comme chez nous. Et voilà justement comme on a donné le prix du Bauernfeld au Trebitsch. Du sublinie au ridicule il n'y a qu'un pas. Jeunesse dorée! On ne prête qu'aux riches. Une main lave l'autre. Entente concordiale. Revenons à nos moutons. Tout comprendre c'est tout pardonner. Il n'y a rien de changé en France, il n'y a qu'un Français de plus! Tout soldat français porte dans sa giberne le bâton de maréchal de France. Aber: je n'en vois pas la nécessité. Dans son genre il est grand, mais son genre est petit. Tant de bruit pour une omelette! Le style c'est l'homme. Tout est perdu nebbich, hors l'honneur. Und bekanntlich un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire. La France mache à la tête de la civilisation. Non parce que, mais quoique. Überhaupt impossible n'est pas un mot français. Tu l'as voulu, George Dandin! Weit gebracht! Tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles. Da kann man nichts machen, les dieux s'en vont. Qui s'excuse, s'accuse. J'accuse! La verité est en marche! Après nous le déluge! Ecrasez l'infâme! L'Etat c'est moi ¹!

Notizen

Von einem Analphabeten in Flensburg — auch dort gibt es welche — ist im Verlag der Buchdruckerei Schütze & Schmidt eine Schrift erschienen, die »Karl Kraus: Der Heinefresser und die Ursachen« betitelt ist. Es ist sicher das dümmste, was bisher geschrieben wurde. Nicht nur über mich, sondern überhaupt. Trotzdem ist dem Gesindel der Ankauf der Broschüre nicht zu empfehlen, denn sie enthält auch Anerkennendes. Kurios ist daran nur, daß sich sogar in Flensburg jemand über mich aufregt. Ich hatte immer geglaubt, daß die Knaben nur in Berlin und Wien oder in den besseren Provinzen gegen mich entbrennen. Ich weiß, ich bin ein Herzensbrecher, habe aber leider das Pech, daß der Jugend, die sich von meinem Dasein alteriert fühlt, das Herz immer nur in die Hosen fällt und nie in den Unterrock. Meine Hysterikerinnen kriegen alle mit der Zeit einen Schnurrbart. In Flensburg aber will einer mit den folgenden Sätzen groß werden:

»Nun ist zwar in manchem Gedicht oft der schönste Gedanke durch den Reim hervorgerufen, was man, da dieses doch niemals der Ausgangspunkt des ganzen Gedichts ist, nicht merkt oder sich gar daran stößt.«

Während bei mir alles aus Zufälligkeiten entspringt. Abgesehen von meiner Ungerechtigkeit gegen die Journalisten.

»Er setzt sich an den Schreibtisch und schreibt seine Glossen zu dem Gelesenen. Das ist sein Metier. Hierauf beginnt er eine bissige Abhandlung über die Schädlichkeit der Tageszeitungen. Ohne diese würde es ihm allerdings an Stoff für seine Schreibereien fehlen. Also? — «

Wo er recht hat, hat er recht.

»Denn schreiben muß er, schreiben um zu schreiben.«

Wieder richtig.

»Eine Tageszeitung ist ein Spiegel des lebenden Augenblicks, und ist auch nicht jeder Augenblick ein »ewiger Moment« zu nennen (Kraus würde »ewiges Momentchen« sagen), so ist er doch eine Sekunde der Ewigkeit, die nichts weiter ist als eine unendliche Reihe von Augenblicken.«

Ob ich mich entschließen würde, »ewiges Momentchen« zu sagen, weiß ich nicht. Aber das mit der Ewigkeit ist plausibel. Hier ist einmal einer, der sich auskennt. Besonders das »aus der Sprache heraus schreiben« — da ist er mir dahinter gekommen. Das gibts nämlich gar nicht:

»In der schönen Literatur muß, wo ein Stein, ein Baumstamm, eine Mauer genannt wird, in neun von zehn Fällen dem Worte ein konkreter Gegenstand, der Form und Farbe hat, entsprechen, ihm gleichsam als Modell gedient haben.«

Während ich »mit Metaphern auskomme«. Eine schöne Geschichte! Gleich wird der ganze Schwindel aufgedeckt sein:

» ... Bei der Auswahl der im Texte eingeflochtenen, echten *Zitaten* ist Kraus völlig zu seinem Recht gekommen. An mehreren Stellen der vorliegenden kurzen polemischen Studie mußte übrigens der Kritiker seinen eigenen bescheiden glatten Stil sich leicht kräuseln sehen, und leider, nicht gerade freiwillig, um von *seinem Opfer* eine Vorstellung zu geben, vielmehr durch das Lesen der Werke desselben angesteckt, erging es ihm so, und hat er seine krausen Sätze geschrieben.«

Er meint also, er sei das Opfer seines Opfers geworden, aber er unterschätzt sich, er fürchtet mit Unrecht, man könnte ihn nach solchem Beispiel nicht für einen ganz selbständigen Stilisten halten. Keine Spur von Ansteckung durch mich! Wie bescheiden glatt der Stil ist, sieht man gleich:

»Abgesehen davon, daß die Mängel eines Teiles der von Harden angeführten Verse (Goethes) vielleicht nur in allzu kanzeleiartigen oder zu gewöhnlichen Sprachwendungen liegen (ein Kahn »*ist im Begriffe, dort zu sein*«), während das gegebene Bild an und für sich schön ist, näherten sich Hardens kritische Bemerkungen in diesem Falle einer verdienstvollen Tat.«

Gemeint ist, daß Herr Harden gegen Goethe ganz recht hat, während ich gegen Heine sehr gemein bin. Tatsächlich hat auch meine Broschüre »einen so kläglichen Mißerfolg aufgewiesen«. Und aus Wut eben darüber habe ich mich später in der Fackel wiederholt zu hämischen Ausfällen gegen Heine als Menschen hinreißen lassen.

»Doch freut es mich, feststellen zu können, daß Karl Kraus in seiner Besprechung von Heines Privatbriefen geschäftlichen Inhalts — der Dichter *hat einmal den Versuch gemacht, durch die Furcht, weiche sein Name und seine Feder einflösten, sich Geld, aber wohlgemerkt sein eigenes, nicht dasjenige fremder Leute zu erdrohen* — immerhin nicht bis an die äußerste Grenze der Perfidie geht.«

Bis an die bin ich wirklich nicht gegangen, den nackten Tatbestand der Erpressung habe ich nicht formuliert, so weit geht der Heine—Verehrer, um dann auch noch bis an die äußerste Grenze der Dummheit zu gehen und zu glauben, die Drohung mit einem Zeitungsangriff zur Erlangung des eigenen Geldes sei eine ethische oder lyrische Handlung. Ich habe damals die Heine—Verehrer angegriffen, die mit solchem Heine—Nachlaß Staat machen; sie bleiben dabei, es sei ein schöner Zug von ihm gewesen.

»Wollen wir auf moralischem Gebiet einen einigermaßen anständigen Grund suchen für den Überfall, den jener Kraus, der *intelligente Schriftsteller*, den wir im ersten Abschnitt der vorliegenden kritischen Arbeit kennenlernten, gegen den verstorbenen Dichter zu begeben sich herbeiließ, dann müssen wir ihn in dem Angriff des lebenden Heine gegen Platens Privatleben suchen. Solches vergibt Kraus dem Toten nicht. Allerdings hatte Platen vorher Heine seiner Abstammung wegen verhöhnt, *was man nicht außer acht lassen darf*.«

Wiewohl mich der Vorwurf der Päderastie als Replik auf den Vorwurf des Judentums nicht sonderlich befriedigt, muß ich zugeben, daß mich nicht so sehr das Privatleben Platens als die öffentliche Verkommenheit des deutschen Kunstgefühls zum Problem Heine geführt hat. Gerade meine Intelligenz, die wir im ersten Abschnitt der dem Verfasser vorliegenden kritischen Arbeit kennenlernten, trägt die Schuld, was man nicht außer acht lassen darf. Ebenso wenig wie das Folgende:

»Abgesehen von der verschiedenen Wertschätzung des Witzes überhaupt — wenn wohl die meisten geneigt sein würden, ein stimmungsvolles Gedicht höher einzuschätzen als ein witzig—satirisches, beruht denn dieses auf der Erkenntnis dessen, daß nach den Gesetzen für die Erzielung einer komischen Wirkung die von allem irdischen geläuterten, seligen Geister unmöglich im Himmel würden lachen oder auch nur lächeln können? — wird man sich si-

cher darüber einig sein, daß die Anzahl der wirklichen Größen auf diesem Gebiete eine geringe ist.«

Dazu bin ich nicht intelligent genug. Aber wie dem immer sei:

»Streiter werden, jedesmal wenn die Geschütze der groben Lügen wieder ihr Gebrüll vernehmen lassen, hervortreten, bewaffnet hervorsteigen, den Dichter, den Heine zu schützen.«

Mit dieser deutlichen Anspielung auf die Grenadiere schließt der Verfasser. Ich fürchte, man wird diesen Streiter trotz tüchtiger Gesinnung nicht einmal aus dem Papierkorb hervorsteigen lassen, geschweige denn aus dem Grab oder gar aus dem Feuilleton. Nur von mir ist Beachtung zu erlangen. Denn wenngleich es gegen mein Schamgefühl geht, zu zeigen, wie meine Gegner aussehen, kann ich es mir doch nicht entgehen lassen, auf die Beschaffenheit der Heine—Verehrer hinzuweisen.

* * *

Im '*Brenner*' (II., Heft 24, Innsbruck, 15. Mai 1912) ist eine Abhandlung von Carl Dallago: »Karl Kraus, der Mensch« (23 Seiten) erschienen, der die folgenden Stellen entnommen sind:

... Sein Werk ist nachtgeboren und gibt doch soviel Helle, es ist lichtsüchtig — vielleicht eben, weil es aus dem Dunkel entsprang, es weiß mehr vom Trug der Nacht und darum auch mehr von der Notwendigkeit des Lichts ... Ich habe ein Lodern wie seines an keinem Schriftsteller in unserer Zeit wahrgenommen. Er steht da als ein brennender Gegensatz zu den Überfielen, in denen der Schacher zuhause ist Die Geistigkeit seiner Künstlerseele, die sich selber angehören will, mag nach dieser Weltrichtung kein Gefallen mehr erregen; sie will von sich eher abstoßen und entfernen, wenn sie durch das geistig zudringliche und rohe Marktgemenge hindurch muß ... Bei Kraus ist Ehrlichkeit immer zugleich Fähigkeit; er wird von dieser Fähigkeit gleichsam gehandhabt, sie besorgt in ihm die Diktion. Er beansprucht gewiß nie einem Ding objektiv gerecht zu werden; er nimmt den Anlaß auf wie einen Drang, ja er wird vom Anlaß aufgenommen, fühlt sich in den Anlaß hineingetragen und erschließt sich, entfaltet und entflammt sich am Anlaß. So mag Kraus zuweilen übers Ziel schießen, nie aber wird der Vorwurf einer Unehrllichkeit auf ihm ruhen können. Der erreicht ihn gar nicht; weil solcher Vorwurf sich an den Anlaß hält und nicht an dessen Gestalter, der im Anlaß nur sich selber als Kraft kundtut ... Ich fühle gerade diese Verunglimpfungen, die dem Schriftsteller gelten, um den Menschen Kraus einen Schimmer legen. Dabei ist Kraus heute schon Sieger — wie Künstler Sieger sind und wird es immer mehr werden ... Im Vortrag macht sein Sichauftun die verschiedensten Grade durch ... Die Haut ist dann wie durchsichtig, der Gesichtsausdruck wechselnd. Man schaut viele Gesichter, die einander ablösen. Die Erregung geht in seine Haltung über, jede Geste verlautbart sie. Alle Fülle scheint da an ihm wie aufgezehrt von inneren Bränden. Die Haltung ist hart, die Finger knöchern, verbebt und blutleer, weil alles Blut die Flamme speist, die zuinnerst lodert. Es läßt den Betrachter fast ahnen: Auch der Geist kann einen Leib ausbrennen, wie die Glut einen Ofen ... Die Art, wie er vortrug, macht das innerliche Glühen und Sichverbrauchen deutlich ersichtlich. Es erinnert an echte

Streiter Gottes. Und die ältesten Streiter und Wissenden um Gott waren wohl auch Wissende um das Geschlecht ...

... Kraus' künstlerische Empfänglichkeit läßt etwas unterjocht erscheinen, was den lebensarmen Mächten des Intellekts und der Moral verfallen ist. Wer, der Mensch genug ist, möchte ihm widersprechen! ... Nach dem grandiosen »Pro domo et mundo«, das sich wie ein Abschluß ausnimmt und das sich einer vergangenen Sprache bedient, eine ausgewählte Sammlung von Aphorismen über eine vergangene natürliche Ordnung der Dinge zu betiteln, ist es gewiß leichter, Kraus auch hinsichtlich seiner Auffassung von Weib und Liebe gerecht zu werden ... Daß er viel Verunglimpfung und Ungerechtigkeit jeglicher Art erdulden mußte, um die Flamme seines Inneren zu schüren, ist sicher. So groß, so stark wäre diese sonst nicht angewachsen. Das wäre eines. Das andere ist: Daß in ihm ein Mißverhältnis da sein muß zwischen Gestalt und Gehalt, zwischen Geist und seinem irdischen Behälter: daß da etwas in eine Form gepreßt ist, das eine viel größere Form nötig hätte. Dadurch entsteht gleichsam eine Stauung, ein ungeheurer Druck, der die Kraft sturmwindartig ausströmen läßt. — Hier setze ich ein, bevor ich ihn lasse. Ich höre sein streitbares Schaffen um Gebäude und Hürden sausen, die eine üble Enge am Menschen errichtet hat. Er erinnert an *Nietzsche* und ist doch völlig anders; er hat mehr Lokalfarbe, ist gedrängter und landschaftsloser. Er ist ein Reinemacher — ein Säuberer großen Stils — ist es auch stilistisch. So geschliffen und klar, so knapp und gedrängt zur Tiefe wurde das Deutsche noch nie geschrieben — so sonder Prunk selbst im Pathos. Es mag ihn zum Meister des Aphorismus von Natur aus ungemein geeignet machen, mehr als Nietzsche, der zu seinem Sichdarten ersichtlich mehr Raum — zu seiner Tiefe doch mehr Oberfläche benötigt. Bei Kraus ist hier etwas eminent Übereinstimmendes zwischen Schöpfung und Schöpfer: Man sieht es ihnen nicht an, was sie sind. Der Aphorismus ist am unansehnlichsten an der Oberfläche, er fließt glatt und in engem Bette. Der oberflächliche Beschauer hält ihn für ein Wasserlein; er versteht ihn nicht, das erstemal nicht, später nicht, niemals, bevor er nicht selber in derartige Flut getaucht ist und ihre Tiefe an sich erfahren hat. Kraus ist demnach im Ganzen auch mehr sprachsäuberisch als sprachschöpferisch wirkend. Das Säubern geht ihm nach in alle Einzelheiten seines Schaffens. Er verjagt wirklich Nebel, Rauch und Qualm, die eine Absicht der Vielen über die Dinge breitet, um im Trüben zu fischen. (Jeder Künstler sollte ihm dafür Dank wissen.) So schafft er neue Werte, indem er Menschen und Dinge reinigt und so erst ihren wahren Wert ersichtlich macht. Er zeigt auf, daß ein Gleißendes und Blinkendes noch lange nicht Gold ist, und putzt vom Golde die Trübung der Verdächtigung. Wie er alles bestürmt mit dem glühenden Atem seines Temperaments, und was nicht echt ist, flüchtig macht und verflüchtend! Wie er Klarheit zu bringen sucht in diese trübe Menschenlandschaft Welt, die selbst um Kunst und Dichtung die Nebel des Schachers gesponnen hat! Ein jeder sieht sich selber besser durch ihn. Und mancher erschrickt über sein Aussehen — so klein und niedrig steht er da, dem Schutz der geflissentlichen Trübung der Lage und der Dinge entrissen, die auch Großes klein aussehen

ließ und sich so dem Großen verwandt machte. Aber jetzt ist das Kraut auch Kraut und das Kriechholz nur Kriechholz und ein Hügel noch kein Berg und jeder Gipfel ist ersichtlich. So scharf hellte der Sturmwind die Landschaft ...

*

'Der Beobachter', Stuttgart, 18. April:

Karl Kraus ist in diesem neuesten Band seiner Aphorismen noch schärfer, noch giftiger, noch bizarrer als in seinen früheren Büchern. Aber man wird diesmal das Gefühl nicht los, daß er sich in dem leidenschaftlichen Elan, der seiner starken Persönlichkeit ihr Gepräge verleiht, zu sehr forciert, daß er manchmal sein eigenes lautes Organ noch zu überschreien sucht. Seine Sprache ist kühn und präzise wie früher, aber auch gewaltsamer, heroischer und die Gefahren und Lächerlichkeiten seiner *façon de parler* fallen viel greller belichtet als früher ins Auge. So viel auch blendendes und verblüffendes, hie und da sogar wahres und an die Wurzel greifendes in dem Buche gesagt ist, die stolze Gebärde seiner Sprache ist oft nicht mehr stolz aus Kraft, sondern stolz in dem (im Grunde so spießbürgerlichen) Gefühle, ein Gegensatz zu sein, und der ruhelose Inzest, den er nun schon jahrelang mit seinen Gedanken treibt, bringt oft nur noch hypertrophisch verkrüppelte Wunderlichkeiten zutage, die mehr gegen als für ihren Schöpfer Zeugnis ablegen.

E. R—d.

Welcher Rosenfeld begreift mich so? Was soll man denn mit den Gedanken, die einem blutsverwandt sind, sonst treiben als Inzest? Vielleicht Schabernack? Oder lieber Ehebruch mit fremden? Das möchte den Plauderern so gefallen!

*

»Sie erschrecken ein wenig, meine Verehrten, den Mann im schwarzen Rocke vor den Vorhang treten zu sehen. 'Ach' sagen Sie sich, 'der Dramaturg!', und hier wandelt das Gespenst der Langeweile Sie an. Wer anders als er kann dies ausgeheckt haben, uns die griechische Komödie zu galvanisieren. Der Dramaturg, ein Mann, der seinen Beruf verfehlt hat, ein in die Irre geratener Privatdozent. Und nun zeigt er sich, er erscheint, er redet, er funktioniert. Er wird das, was er angestiftet hat, ein 'Experiment' nennen und sich vergnügt die Hände reiben. Seine Lippen werden triefen von Kultur. Das Brettchen zu seinen Füßen wird er der Orchestra vergleichen, und Parabase wird das Stichwort sein, auf das er eine Schleuse von Gelehrsamkeit gegen uns eröffnen wird. Bevor er den Mund auftut, wissen wir, was in ihm vorgeht. Heute ist sein großer Tag. Wer hätte ihn vor dem Vorhang geduldet, wenn Shakespeare auf dem Zettel stünde, oder die 'Räuber' oder Ibsen! Und, ach Gott, nun steht er hier. Es muß nicht zum besten mit diesem Theater beschaffen sein, daß er herauskommt! Der Dramaturgen—*Lucus a non lucendo*. Hier ist Rhodus, hier springe man, aber man rede nicht.'

Wie gern, meine Verehrten, ließe ich Sie noch länger über mich sprechen. Es ist unabsehbar, zu wieviel Geistreichem und Treffendem meine Gegenwart Sie noch aufreizen würde. Aber mir sind wenige Minuten nur gegeben. Ich — lassen Sie mich gestehen —

Genug. Der Schäker heißt Hofmannsthal. Wenn er nicht »Langeweil« sagte, würde man diese irgendeinem Reporterl zuschreiben. So geistlos spricht kein Publikum im Zwischenakt wie dieser Dramaturg, dem für das griechische Theater drei lateinische Zitate einfallen und der als deus ex luco ein Rhodus a non saltando ableitet. Zwar kommt dann noch der Tau der frühen Zeit, der Atem von Safran und Krokus und der Blütenstaub der Bienen des Hymettos und über allem der goldene Schild der Athene: so solle man sich das griechische Theater denken. Gut und gern, aber welches Reporterl wüßte heute nicht um diese Dinge, welches ließe nicht die Welt »im Überschwang der zügellosesten Gebärden« tanzen, »Menschen, Tiere, Götter durcheinander«, die Zeile zu vierzehn Heller? Das Dionysische ist schäbig geworden und das Apollinische ist auch nicht mehr das, was es einmal war. Die gesammelten Werke des Herrn v. Hofmannsthal, die jetzt der Inselverlag herausgibt und denen eine Zeitung die herzige »Dramaturgenrede« entnimmt, erscheinen zu spät. Dieser Dichter ist wahrlich nicht zu beneiden. Als er siebenzehn Jahre zählte, stand er unbeweglich auf der Sonnenhöhe des Goetheschen Lebens. Später wurde das Monument gelenker. Jetzt, wo es Feuilletons und Libretti schreiben möchte, wie nur einer, muß es sehen, daß die geborenen Geschäftsleute es noch besser können. Es ist das Schicksal jener, die als Niveau zur Welt kommen, übertroffen zu werden. Niveau ist, was immer höher wird. Die Heine und Hofmannsthal erhalten sich eine Zeitlang, weil sie als Jugendliebe in den leeren Herzen jener Platz haben, die es ganz sicher noch besser treffen würden. Es ist der Fluch dieser tintigen Zeit, es immer noch besser zu treffen. Wenn Herr v. Hofmannsthal seine gesammelten Werke lesen wird, wird er erschrecken. Er wird spüren, wie binnen einer Stunde heute gerade der veralten kann, dem der Mund von neuen Rhythmen übergeht. Die Herren, die in Berliner und in Wiener Kaffeehäusern über Ewigkeitswerte und Plazierungsmöglichkeiten sprechen, wissen Bescheid und ihre Fingernägel haben den Blütenstaub der Bienen des Hymettos. Wir wollen uns nach zwanzig Jahren wieder sprechen. Ich bleibe in meiner dürftigen Position. Ich bin nur der Feuerbursch im Literaturcafé, der mit dem ganzen subabonnierten Talent dieser Stammkundschaft einheizt.

Nestroy—Feier

Die Nachwelt hat sich wirklich als das Postskriptum bewährt, das eine schlechte Handschrift mit Zeitmangel entschuldigt. Warum habe ich diese Korrespondenz entfesselt! Zeitmangel ist das einzige, was die Zeit wirklich hat, und es sollte ihr bei Strafe des Zeitverlustes verboten sein, diesen sicheren Besitz durch ein Abspringen auf künstlerische Themen zu gefährden. Leider aber nehmen sich die Redaktionen die Zeit, im Kalender nachzusehen und Gedenktage wahrzunehmen, und ich bin schuld, daß sie gerade die Wichtigkeit des Todesdatums Nestroys überschätzen mußten. Da habe ich etwas angerichtet, indem ich durch die Drohung, daß ich ihnen auf die Finger sehen werde, die natürliche Unwissenheit zu einer unnatürlichen Aufmerksamkeit zwang! Der Effekt war ein Rumor, der der Gedächtnisschuld schlechter gerecht wurde als das pietätvolle Schweigen, das sich sonst mit einigen biographischen Abschreibungen begnügt hätte. Meine Betrachtung hat dieser Gesellschaft, deren geistige Mittel kaum zu einer Buchbinder—Feier ausreichen, zu viel Raum nach unten gelassen, um nicht den groben Unfug einer selbständigen Auffassung zu verüben, und die Trauben hingen zu hoch über den Feuil-

letons, um nicht verschmäht zu werden. Nur da und dort gelang es auf dem Wege des Mißverständnisses, sich etwas beizubiegen. Im allgemeinen ging ein Murren der Unzufriedenheit durch die Festgesellschaft, weil ich sie einerseits provoziert und es ihr andererseits so schwer gemacht; weil ich einen Standpunkt vorgeschrieben und eine Anlehnung verhindert hatte. Verständlich war im Grunde nur die Beziehung Nestroys zum Fortschritt und hier schienen an einen Ehrenpunkt der feilsten Presse des Weltalls gerührt. Die Rettung Nestroys über das Niveau, auf dem solche Affären ausgetragen werden, mußte den auf die Losung »freisinnig oder nicht freisinnig!« gedrillten Gehirnen als eine Reklamierung Nestroys für den Rückschritt erscheinen, und im Nu tauchten einige Rabbiner der Freiheit aus der Versenkung, um zu beschwören, daß sie in Nestroy bereits alle Züge vorfänden, die die Weltanschauung des Abgeordneten Neumann zusammensetzen. Was ist da zu machen? Während Herr Friedjungs mit falschen Dokumenten gestützte Erkenntnisse unter dem idiotischen Titel »Eine Ehrenrettung Nestroys« nach Berlin weitergegeben wurden, wurden die Schönbärte der Wiener Literaturgeschichte nicht müde, Nestroy zum Spießbürger zu machen. Besonders Herr Necker ließ sich da nicht spotten, nicht einmal vom Spotte Nestroys: Und er war doch ein Liberaler! Denn es wird ja hier etwas gegen die Zensur, dort etwas für die Begnadigung politischer Verbrecher gesagt. Und weil irgendwo das Wort fällt: »Bis zum Lorbeer versteig ich mich nicht ...«, so wird der Satz als das Lebensmotto Nestroys von sämtlichen Tröpfchen, die sich dadurch in ihrer Sterblichkeit beruhigt fühlen, zitiert. Dennoch gibt Herr Necker zu, daß Nestroy »den steilen Felsen des Ruhmes, auf dem so viele vergeblich herumkraxeln, enorm bei Kräften erstiegen hat«. Der Gebrauch dieses Nestroyschen Zitates soll auf mich bezogen werden. Ich glaub's nicht, wiewohl sich schon alle möglichen Titulaturen im Feuilleton des Tagblatts auf mich bezogen haben sollen. Danach hätte ich abwechselnd etwa: »die Wiener Kunstwelt«, »gewisse Tagesgrößen«, »der Meister des Aphorismus« und »so mancher Wortwitzling« geheißen. Aber Herr Necker ist kein Spötter, er hat durchaus ernste Absichten, und selbst Nestroy hat nichts zu lachen, wenn sich jener mit ihm beschäftigt. In seiner Nestroy—Biographie steht der schöne Satz: »Unsere Darstellung wird hinlänglich Gelegenheit haben, zu zeigen, daß Nestroy sittlicher Ernst und edles künstlerisches Streben keineswegs mangelten«, und von diesem Zeugnis geht Herr Necker Gottseidank nicht ab. Nestroy war immer brav, er hat sich auch in der Reaktionszeit »durchaus nicht, wie man ihm nachsagte, gegen die Demokratie und gegen den Liberalismus gekehrt«. Aber man muß Nestroy wirklich nichts nachsagen, was man nachlesen kann — es sei denn, daß Herr Necker behaupten wollte, die Ausgabe, zu der er eine Biographie geschrieben hat, enthalte Fälschungen, Nestroy war ein »nüchterner Realist«, er war »der Sohn des in seinem Selbstbewußtsein erstarkten Bürgertums, ein richtiger Achtundvierziger, ein Feind des Adels«. Die Beweise dafür stehen in den Stücken »Die Anverwandten«, »Lady und Schneider«, »Höllenangst«, »Der holländische Bauer« und anderen.

Dieser Demokrat hat die Zeilen geschrieben.

... Wenn's Lamm fangt zu klagen an: »Der Tiger und ich,
Wir sind jedes ein Viech, warum frißt er denn mich?«

Dieser Liberale hat die Zeilen geschrieben:

So glauben s', Freiheit heißt unscheniert schimpfen über'n Staat
Und das, was man braucht, dem wegnehmen, der's hat.

Dieser Freund der Aufklärung hat die Zeilen geschrieben:

's is jetzt schön überhaupt,
Wenn m'r an etwas noch glaubt.

Dieser Freund der öffentlichen Meinung hat die Zeilen geschrieben:

»Wie sich das jetzt hat g'spalten, 's geht über d' Begriff':

Die Schusterbub'n radikal, die Fiaker konservativ!«

Dieser Freund des Fortschritts hat die Zeilen geschrieben:

Ich schau' mir den Fortschritt ruhig an

Und find', 's is net gar so viel dran!

Dieser nüchterne Realist hat die Zeilen geschrieben:

Weil's an eigenem Geist ihnen oft fehlt,

Sag'n s' gleich, 's gibt gar kein Geist in der Welt.

Dieser Feind des Adels hat die Zeilen geschrieben:

Mit zehn Fürsten und Grafen red't man leichter ganz g'wiß,

Als mit ei'm Flecksieder, der Millionär worden is.

Dieser richtige Achtundvierziger hat die Zeilen geschrieben:

Bei den Wahlen durch Stimmen is der Fehler auch das,

Es gibt mancher seine Stimm', und er weiß nicht für was.

Dieser Freund der Presse hat die Zeilen geschrieben:

D' Leut' zahl'n lieber für d' Abendblätter ihr Bares,

Das schon zeigt, sie hab'n kein' Sinn für was Wahres.

Dieser Sohn des in seinem Selbstbewußtsein erstarkten Bürgertums hat die Zeilen geschrieben:

Noch weit größer is der Reiz, in d' Regierung drein z'red'n,

Drum möcht' mancher partout ganze Völker vertreten,

Der auß'r seine Stiefeln vertreten nix kann,

Und das sogar kummet au'm Schuster noch an.

Und am Ende war er auch ein Freund der Frauenemanzipation, denn er hat die Zeilen geschrieben:

's gibt Frauenzimmer, die nicht beim Wissen sind blieben,

Die die Politik der Gegenwart hab'n praktisch betrieben,

Sie hab'n im Frau'nverein g'red't eben so viel als unsinni',

Und auf d' Aula sind s' g'loffen schon g'rad als wie wini,

Und damit man sie zu Amazonen erhebt,

Hab'n s' die Würsteln heroisch auf die Barrikaden hing'schleppt.

Trotzdem is ihre G'sinnung g'nau anz'geben sehr schwer,

Erst haben s' g'schwärmt für die Studenten, nacher fürs Militär.

Wie Nestroy eigentlich war, wissen nicht einmal die Biographen. »Er war ein nüchterner Realist, der sich in jede Situation zu finden wußte«, versichert Herr Necker, der ihn förmlich aus dem Milieu des Neuen Wiener Tagblatts herauswachsen läßt. Da sich Nestroy aber eben in alle Situationen zu finden wußte, so fehlt es in seinen Stücken »nicht an Äußerungen echten Gemütes«, und »alle, die ihn persönlich kannten, wußten, daß es in der Tat keinen weicheren Menschen als diesen Schauspieler gab, der usw.« Herr Necker kennt sich nicht mehr aus. Nur so viel weiß er:

Richard Wagner sprach in seiner Entrüstung über Nestroys Parodien das böse Wort: »Wo Nestroy nur hinriecht, dort stinkt es schon«.

Indes, auch das weiß er nicht, denn das Wort ist von Hebbel, wird nur von Wagner mitgeteilt und lautet anders:

»Der verstorbene Hebbel bezeichnete mir einmal im Gespräche die eigentümliche Gemeinheit des Wiener Komikers Nestroy damit, daß eine Rose, wenn dieser daran gerochen haben würde, jedenfalls stinken mußte.«

Hebbel hat auch sonst Äußerungen über Nestroy und andere getan, die sich nicht sehr hoch über das Niveau des Herrn Necker erheben, wiewohl ge-

weiß Necker wieder nicht die »Judith« geschrieben hat, ich mache aber kein Hehl daraus, daß ich die Judith—Parodie Nestroys für ein bedeutenderes Werk halte als das Original, während es mir andererseits ausgemacht scheint, daß man nach weiteren fünfzig Jahren manchen Witz, der der eigentümlichen Gemeinheit des Wiener Komikers Nestroy entstammte, sogar erhabener finden wird, als die Verse Richard Wagners. Ich lasse mich für diese Behauptung von der menschlichen Gesellschaft rechtzeitig boykottieren.

*

Da so in allen Freiheitsgassen gelogen wurde, hätte ich bald einsehen müssen, daß ich mit meiner Auffassung nicht durchdringen könne, wenn nicht im letzten Augenblick unverhoffter Sukkurs gekommen wäre, und von einer Seite, von der ich es am wenigsten erwartet hätte. Man hatte allgemein geglaubt, die Neue Freie Presse werde Nestroy totschrveigen. Sie brachte dann am 25. Mai eine kleine Notiz, in der sie Schädelmessungen an Nestroy vornahm, wobei sich bedauerlicherweise herausstellte, daß »das Nasenbein nicht sehr scharfrückig« war. Trotzdem stellte sie nicht in Abrede, daß das Gesicht interessant war, und begründete das Fehlen eines Nestroy—Denkmals in Wien folgendermaßen:

Allerdings kann man dabei nicht übersehen, daß von Nestroys persönlicher Erscheinung eigentlich nur der Kopf mit dem scharfgeschnittenen Gesicht, dem ausdrucksvollen Mund und dem lebhaften Auge für die naturgetreue plastische Wiedergabe geeignet wären.

Wenn nun auch vielfach behauptet wird, daß Nestroy ein prächtig hochgewachsener Mann war, so ist es doch einleuchtend, daß ihm eine Positur, die ein Denkmal geradezu herausfordert, gefehlt hat, wie sie zum Beispiel den »Sieger« auszeichnet, der mit Händen und Füßen zur Entwicklung »Nu?« zu sagen scheint. Aber außer dieser flüchtigen Prüfung der Denkmalswürdigkeit Nestroys ereignete sich nichts, und man durfte schon hoffen, daß es dabei sein Bewenden haben werde. Da, am 26. Mai, geschah das Unerwartete. Die Neue Freie Presse brachte ein ungedrucktes Stück Nestroys. Es war wirklich von Nestroy. Trotzdem: welch ein Aufsitzer! Was sind alle Grubenhunde der Erde gegen diese Überraschung! Herr Glossy hatte Nestroys letzte Arbeit gefunden und sicher so wenig verstanden wie die Neue Freie Presse, der er sie sonst nicht zugemutet hätte. Während ringsherum alle Freigesinnten sich mit der Ehrenrettung Nestroys abplagten, machte die Neue Freie Presse dem ganzen Schwindel ein Ende und zeigte, welche politische Denkungsart aus Nestroy sprach und das letzte Wort sprach. Wie wenn sie sich selbst vor dem Tod zur Ehrlichkeit in solchen Dingen entschlossen hätte, schien sie es darauf abgesehen zu haben, vor ihren Lesern Nestroys Bild so, genau so erstehen zu lassen, wie ich, ohne Kenntnis dieser letzten Arbeit, es gezeichnet hatte, und es hat tiefere Bedeutung, daß hier sogar meine Zusammenstellung Nestroys mit Offenbach durch die Tatsache einer Kompagniarbeit bestätigt erschien. »Häuptling Abendwind, oder: Das greuliche Festmahl« ist die Bearbeitung eines französischen Textes, und der einleitende Herr Glossy, der dem Werk »gelungene Einfälle« nicht abspricht, will Gnade für Recht ergehen lassen: »Mit der Bezeichnung Faschings—Burleske, hat Nestroy der Kritik die Waffe aus der Hand gewunden.« ich glaube nicht, daß es ihm darum zu tun war, und schon diese öde Historikerphrase — Herr Glossy ist mit Unrecht bartlos — berechtigt zu der Annahme, daß es sich um eine geniale Angelegenheit handelt. Sofort stellte es sich heraus, daß man Herrn Glossy und der Neuen Freien Presse zu großem Dank verpflichtet ist. Eine Satire auf die Diplomatie, auf den Fortschritt, auf den sozialen Formelkram und überhaupt auf alles, was zu

den schwachgeistigen Gütern der Zivilisation gehört. Menschenfresser, die im Tonfall der Diplomaten reden. Die Häuptlinge haben einander die Gattinnen weggefressen — »eine karaimische Reziprozität« und betrachten sich gegenseitig mit Mißtrauen:

»Ich möcht' parieren, er hat die meinige — mein Trost is, daß ich die seinige — «

Die Entrevue:

Abendwind: Mich g'freut's, daß Sie mir die Ehr' geben.

Biberhahn: Bitte, die Ehre is meinerseits.

Abendwind: Und wie geht's Ihnen denn immer?

Biberhahn: Dank' für die Nachfrag', und Ihnen?

Abendwind: Na, es muß schon gleich gut sein, bis es wieder besser wird.

Biberhahn (mit stolzem Selbstgefühl, beiseite): Jetzt sollten uns die Zivilisierten hören.

Abendwind (beiseite): Gibt es einen gebildeteren Diskurs!? Ah, wir Wilde haben schon auch unsere Kultur.

Biberhahn (beiseite und mit einem unheimlichen Seitenblick auf Abendwind): Diese gentile Freundlichkeit von mir, während der furchtbarste Verdacht gegen ihn mein Inneres durchwühlt.

Abendwind (beiseite und mit einem unheimlichen Seitenblick auf Biberhahn): Ich führe Honig auf den Lippen, während ich den grimmigsten Argwohn in meinem Busen nähre.

— — — — —
»Lernt's doch a Art ; es is ja a Schand', wenn wir heut' oder morgen entdeckt werd'n; die benachbarten Inseln sein schon entdeckt; die Zivilisationsverbreiter kommen überall hin; wo's noch was Unentdeckt's gibt, das stieren's auf. — «

»In meiner Jugend haben uns die Götzenpriester g'lernt, das Donnern bedeut't, daß s' im Himmel Kegel schieben; unsere Gelehrten aber sagen, da müßte man auch dann und wann bei 'Alle Neune' das Juchezn hören, da aber das nicht der Fall is, so ist die alte Theorie durch den Fortschritt in der Wissenschaft geschlagen.«

— — — — —
Abendwind: Wir werden sentimental und eigentlich wollten wir Regierungsgeschäfte —

Biberhahn: Ganz recht, es betrifft die fremden Schiffe, auf denen ferne Völker, die sich »die Zivilisierten« nennen, daherschwimmen in mein Inselreich.

Abendwind: Ich muß auch tagtäglich erwarten, daß meine paar Inseln entdeckt werden, nachher kommen's mir auch übern Hals mit ihrer Kultur.

Biberhahn: *Mit ihrem Fortschritt, wie sie das Zeugs heißen.*

Abendwind: *Ich hör', sie geh'n völlig hausieren damit.* Na, a bisserl ein'n Fortschritt, da halt' ich mich nicht auf dagegen, aber wie's mir z'dick kommen mit der Zivilisation, schmeiß ich's alle ins Miir.

Biberhahn: Vor Jahren, wie die ersten gekommen sind, hab' ich anders gedacht; jetzt aber hab' ich einen Haß, einen Pick auf alles Gebildete; ich batze ihn aus, den Fortschritt, Kultur, Fortschritt, Zivilisation, alles batz ich aus.

Abendwind: Ihre Sprach' soll nicht übel sein, und gelehrt und g'scheit.

Biberhahn: Aber für uns nicht national.

Abendwind: Nur fatal, daß sie auswärts kein Wort versteh'n von uns.

Biberhahn: Wenn einen kein Mensch versteht, das ist national.

Biberhahn: ... Appetit is da; ich hab' müssen unterwegs auf jeder Insel eine Red' anhören —

Abendwind: Da vergeht ei'm aber der Appetit.

Biberhahn: Und selbst auch wieder a Red' halten —

Abendwind. Da kriegt man ihn wieder. Das Redenhalten is eine alte indianische G'wohnheit, und ich hör', die Zivilisierten machen 's uns nach.

Biberhahn: Ich hasse alle Redner, außer die unsrigen, denn die reden national.

Abendwind: Mir sein die Redner g'spassig. Erstens glaubt man nicht, daß einer fertig wird mit der Red'

Biberhahn: Das is langweilig.

Abendwind: Und wenn er fertig is, nacher glaubt er, jetzt hat er was g'sagt, das is der G'spaß.

Atala: Verbergen Sie sich, es ist die höchste Zeit!

Artur: Aber wo?

Atala: Gleich dort — der Kaktus, die Lianen, die Calcedonia odorifera semperflorens mit ihren breiten Blättern, decken Sie vollständig.

Artur: Also geht das hier auch, daß man sich hinter die Blätter steckt?

Atala: Das ist mein Kind.

Artur: Also auch diese soziale Eventualität kommt nachgeöffter Weise hier zum Vorschein?!

Atala: ... So machen's unsre Krieger und tragen die Skalpe als Siegestrophäen an den Gürteln.

Artur: Daß einer dem andern die Haut über die Ohren zieht, kommt auch bei uns vor, dafür haben wir ein Heer von Wucherern

...

Abendwind: ... In kalten Ländern könnte das Schnee bedeuten; in unserem Klima bedeutet es großartigen politischen Um— und Aufschwung. Biberhahn, genannt 'der Heftige', hat auch a wildes Königreich, wie ich da; nur mit dem Unterschied, er is schon entdeckt worden und kommt schon seit längerer Zeit mit einem Volk in Berührung — ich weiß nicht gleich, wie's heißt — 's is a Volk, was eine schnoflete Sprach redt und sich einbild't, an der Spitze der Zivilisation zu steh'n sie sind auch Erfinder der Diplomatie.

Die Wilden: Zur Genesung!

Abendwind: Danke! (Lachend für sich.) Wir haben in unserer Sprache kein Wort, was auf »atzi« ausgeht, drum haben s' glaubt, ich hab' g'nießt (Laut.) Mit diesem König Biberhahn also hab' ich eine Konferenz. Da gibt es Empfangsfeierlichkeiten, nacher plauschen wir a bissel, erst über dieses und jenes, nacher von allem Möglichen, und eh' wir auf den eigentlichen Gegenstand kommen, sit-

zen wir beim Essen und denken an gar nix mehr; das heißt man Konferenz.

Großer Sieg der Technik:

» ... Bereits in der Zone der Südsee—Inseln angelangt, überraschte uns heute vor Tagesanbruch ein Sturm, dessen mehrstündiges Wüten zum Resultat eines Schiffbruches führte. *Dampfschiffe sollten doch wohl von so störenden Zufällen ausgenommen sein, wenigstens der »erste Platz«*; aber nein, es ist zu indiskret!«

Leider hat sich die Neue Freie Presse nicht enthalten können, den unvergleichlichen Eindruck dieser wahren Nestroy—Feier durch einen eigenen Beitrag zu stören.

*

Herr von Berger hat noch mit Nestroy *geredet*. Was hätte er, neun Jahre alt, sonst tun sollen, wenn Nestroy am Lattenzaun der väterlichen Villa vorüber wollte? »Natürlich war ich damals« — räumt Herr v. Berger ein — »einer so eigenartigen Erscheinung wie Nestroy nicht im entferntesten geistig gewachsen«, aber rednerisch schon. »Eine gelegentliche persönliche Begegnung mit Nestroy« habe er »immer als ein sehr wichtiges Ereignis empfunden«. Und ein solcher persönlicher Eindruck gewähre, »wo es sich um Ergründung einer verwickelten Menschennatur handelt, Aufschlüsse, die sich durch späteres Buchstudium und Nachdenken nicht ersetzen lassen«. So erklärt es sich, daß Herr v. Berger den Eindruck, den er als Neunjähriger von Nestroy empfing, nur auswirken lassen mußte und sich die Lektüre Nestroys sowie das Nachdenken ersparen konnte, um nach fünfzig Jahren den Gedenkartikel für die Neue Freie Presse zu schreiben. Und da die oberste Hoftheaterbehörde diesem Herrn das Handwerk der Nachrufe noch immer nicht gelegt hat, so erfahren wir, daß dem neunjährigen Freiherrn v. Berger Skepsis, Sarkasmus, Ironie und Humor Nestroys, als er am Lattenzaun lehnte, »deutlich sichtbar« wurden. Seine Vollendung aber habe dieser Ausdruck erst durch die prachtvollen Augen erhalten, die »förmlich aus dem Gesicht herausstachen und sich in die Dinge einzubohren schienen, auf die sie sich hefteten. Das waren Augen! ... Vernichtender Hohn blitzte aus ihnen.« Aber wie kommt es, daß sie dann nicht die Zukunft des Burgtheaters verhindern konnten? Wie kommt es, daß ein sechzigjähriger Satiriker nicht halb so gut einen neunjährigen Plauderer ergründet hat, wie dieser jenen? Wer den Ausdruck dieser Augen »in ein Wort zu fassen vermöchte«, sagt Herr v. Berger, »der hätte Nestroy, den man mit so viel schwitzendem Grübeln und so wenig Erfolg psychologisch zu konstruieren versucht hat, mit Einem Blick durchschaut«. Man sagt mir, daß Herr v. Berger mit diesem Nebensatz mich treffen wollte. Ich habe — außer bei einer Klassikervorstellung des Burgtheaters nie geschwitzt und war — außer dort, wo ich es mit einer leeren Seele zu tun hatte — nie ein Psychologe. Aber ich nehme den Baron Berger bei dem Wort, in das er den Ausdruck des Nestroyschen Auges gefaßt zu sehen wünscht, und kann ihm verraten, daß dieses Auge einfach burgtheaterdirektionsschwindelkridaprophetisch geblickt hat. Nestroy, der es für genußvoller hielt, von einem Baron getrennt als mit einem Schreiber vereinigt zu sein, hätte allerdings nicht geahnt, daß sein Gesprächspartner ihm bei der Alternative Schwierigkeiten machen werde. Dagegen soll ihn die Zensur verhindert haben, ein Aristophanes zu werden, wozu er, »der zuweilen Interesse und Verständnis für politische Dinge verriet«, das Zeug hatte. Auf diesem Gedankengang, der den Genius ins Kommissariat führt, wollen wir Herrn v. Berger lieber nicht folgen. Die Vorstellung, daß ein Dichter und ein Abgeordneter die prädestinierte Verbindung miteinander

nicht eingehen können, weil ein Polizeirat etwas dagegen hat, ist zu trostlos intelligent, die Seele verläßt den zweiten Wahlkörper, und es bleibt nur der Trost, daß Herr v. Berger bei nächster Gelegenheit Gottseidank auch anders kann, und wenn der Gemeinderat ruft, Schiller ein Klerikaler ist. Herr v. Berger bedauert, daß Nestroy nicht heute noch lebe. Er hätte jedenfalls gern mit ihm gesprochen. Da dies aber nicht möglich ist, hat er mit einem andern Herrn gesprochen, der ihn »im Vertrauen« gefragt hat, ob er »nicht daran denke, Nestroy eine Heimstätte im Burgtheater zu gewähren. Was ich diesem Frager geantwortet habe, verschweige ich lieber, und noch lieber die Gründe, mit welchen ich meine Antwort unterstützte«. Was mögen das für abgegriffene Geheimnisse sein, wenn Herr v. Berger sich entschließt, sie zu verschweigen? Vielleicht, daß die Hoftheaterbehörde Nestroy im Burgtheaterrepertoire nicht wünscht? Da hätte sie recht! Um Nestroy miserabel zu spielen, dazu sind die Vorstadt Bühnen da. Die Andeutung des Herrn v. Berger hat etwas vom Tonfall der Antwort, die der alte Baumeister jüngst einem Reporter gab, der ihn über das heutige Burgtheater ausfragte: »Den Nachwuchs des Burgtheaters von heute kenne ich kaum; ich komme in das Theater nur, wenn ich spiele. Den Besuch des Burgtheaters als Zuschauer habe ich schon seit Jahren aufgegeben aus Gründen, die ich im Augenblicke zu erörtern für unpassend erachte«. Ein anderer Direktor, über dessen Ensemble das berühmteste Mitglied solches Urteil fällt, hätte eine Berichtigung durchgesetzt und sich hierauf ertränkt. Ich bin direktionstüchtig. Herr v. Berger schreibt Artikel. Aber sie sind noch erträglich, wenn sie in das Versprechen ausklingen, daß das Burgtheater Nestroy nicht aufführen werde. Jede Neuinszenierung, die uns verweigert wird, ist ein Gewinn für das deutsche Repertoire. Entweder aus Dummheit oder aus purer Gehässigkeit hetzt die Kritik den Baron Berger zu neuen Taten. Er geht ihr auf den Leim, und tut dann nachträglich bescheiden, als ob er gar nichts getan hätte. Er stellt in Abrede, daß er Nestroy aufführen wolle, und tut nichts anderes als Nestroy aufführen. Denn als dieser hundert Jahre alt wurde, brachte Schlenthers Burgtheater den Lumpazivagabundus in einer so trostlosen Vorstellung heraus, daß kein Mensch zu behaupten wagte, das Werk sei von Nestroy. Zum fünfzigsten Todestag aber hat Bergers Burgtheater die »Makkabäer« gespielt, und jeder Literaturkenner schwor, es sei eine von Glossy aufgefundene Nestroysche Parodie.

*

Recht tüchtig hat sich auch das Deutsche Volkstheater eingestellt, jene Bühne, die am Montag den Gymnasiasten, am Samstag den Jobbern und zwischendurch niemandem gefällt. Sie leistete sich zu Nestroys Ehren einige Reklamenotizen, in denen sie ausstreute, daß »Kampl« gegeben werden solle. Ganz unversehens wurden aber statt dessen drei Nestroysche Einakter gegeben, von denen einer der schwächste Nestroy, der zweite ein halber Nestroy und der dritte gar kein Nestroy ist. Zur Feier des fünfzigsten Todestages sollte gezeigt werden, daß Herr Thaller sich noch immer so echt zu schminken weiß, daß jene, die den alten Czernitz in Graz nicht gekannt haben, der den alten Nestroy noch gekannt hat, schwören müssen, es sei der ganze Nestroy. Und da es Herrn Thaller nach der bekannten Augenblende des Sansquartier in Angelys »Zwölf Mädchen in Uniform¹« gelüstete, so wurde einfach der Name des Schauspielers Nestroy als Autorname verwendet, und die Nestroy—Feier war fertig. Nun sind Panoptikumscherze noch erträglich, wenn Nestroysche Literatur drum herum ist. Der Sansquartier ohne Nestroy ist aber wirklich nur Herr Thaller in einer Situation von Angely. Wie wenig der Dichtername Nestroys mit solchem Unfug zusammenhängt, beweist eine Anekdote, die

1 1825

Herr Necker in seiner fleißigen, durch das Band der Geistlosigkeit zusammengehaltenen Materialsammlung nach einem Bericht Schlögl's mitteilt.

Nestroy (in Graz, Ende der zwanziger Jahre): »Jetzt ist's nimmer zum Aushalten, was der Direktor mit mir treibt ... Ein' g'wissen Sansquartier soll i spieln; a verruckts, dumms Stück is's, was nix machen wird!«

Nestroy hat aber dann Nestroy dazu getan, und das Stück blieb durch Jahrzehnte im Repertoire. Jetzt muß, weil Herr Thaller zur Maske paßt, Nestroy den Autor machen. Kritiker, die den Sachverhalt nicht kennen, machen Nestroy für diese Feier des Deutschen Volkstheaters verantwortlich. Die Reichspost schrieb:

Der Einfall des Dichters selbst ist winzig, der Spaß ziemlich gering, diese Urständ war gar nicht fröhlich. Das hat Karl Kraus besser verstanden, Nestroy auch noch in unseren Tagen, die ferne dem Vormärz und den Revolutionsjahren liegen, Interesse zu erobern. In der Zeitsatire lag seine Größe, diese kindischen Spasseteln lassen uns höchstens über die Einfalt der Vorvordern lächeln, die sich daran, wie es heißt, so köstlich unterhalten konnten ... Nun soll es an Feiern genug sein.

Das heiße ich richtig werten, aber durch eine leichtfertige Theaterdirektion falsch berichtet sein. Die Vorvordern wußten schon, warum sie lachten. Das Deutsche Volkstheater aber hat den Gedenktag benutzt, um seine Unfähigkeit, eines der fünfzig Meisterwerke Nestroys darzustellen, an diesem zu rächen, oder Herr Weisse dürfte eine eingehendere Beschäftigung mit Nestroy unter seiner Würde finden. Ich bin natürlich nach der Meinung der auf mich anspielenden Schmockfrechheit nicht berufen, Nestroy zu feiern. Aber die absolute Unzulänglichkeit der Berufenen wird von der bestochenen Kritik, deren Vertreter jeder ein Libretto oder mindestens eine »Bearbeitung« in die Theaterkasse eingelegt haben, mit keiner Silbe gestreift. Die Kerle, deren infame Produktivität die Zunge unserer Schauspieler nestroy—unfähig gemacht hat, die Hausierer, die mit dem Jargon der Geldgier Nestroy von der Bühne verjagt haben, erfreuen sich, die Legitimation zur Ehrung Nestroys zu erteilen und sie mir — natürlich nur anspielungsweise, weil die Furcht doch größer ist als der Haß — zu entziehen. Ich rate dem Krätzel zu einiger Gerechtigkeit. Damit mich nicht einmal, wenn mir die Wirkungen des Vorlesers nicht genügen sollten, die Lust anwandle, ihnen auf dem von mir ausgebaggerten Sumpf ein Theater hinzubauen!

*

Das Vorwort meines zweiten Nestroy—Abends hatte den Wortlaut:

Im Neuen Wiener Tagblatt habe ich den Satz gelesen, »die Wiener Kunstwelt« sei jetzt »mit schönem Eifer daran, den Gedenktag des großen österreichischen Satirikers pietätvoll der Bevölkerung ins Bewußtsein zu bringen«. Die Wiener Kunstwelt — das ist eine zu schmeichelhafte Umschreibung für einen Eigennamen, der nicht genannt zu werden die Ehre hat. Ich muß solche Übertreibungen ablehnen. Ich bin nicht die Wiener Kunstwelt, Gott sei dank, und die es leider sind, haben nicht so sehr den fünfzigsten Todestag Nestroys gefeiert als etwa die Erinnerung des Ereignisses, daß Nestroy die Geburt Arthur Schnitzlers nur um zehn Tage überlebt hat. Die Wiener Kunstwelt hat im Mai 1912 auf sämtlichen vorrätigen Wiener Bühnen Stücke von Schnitzler spielen lassen. Nur das Carltheater, Nestroys Carltheater, und das Theater an der Wien, Nestroys Theater an der Wien, haben da *nicht mittun wollen*. Sie

feiern am 25. Mai Kadelburg und Wilhelm einerseits, Willner und Bodanzky andererseits. In Theatersachen darf man bekanntlich nicht Glück wünschen. Aber es ist beim Theater nicht ausdrücklich verboten, schlechte Geschäfte zu wünschen. *Wir wollen es von Herzen*. Nestroy hat der Dramaturgie des Pferdehandels nichts zu geben. Ich weiß mich mit meinen Zuhörern im Einverständnis, wenn ich dem Wiener Markt, dessen Vertreter soeben in Berlin die Kunst eines Girardi schänden, für das nächste Geschäftsjahr sowie für das ganze übrige Leben die Maul- und Klauenseuche sowie die Rotzkrankheit an den Hals wünsche. Ferner weiß ich mich im Einverständnis mit meinen Zuhörern, wenn ich, ehe wir uns an die Tafel Nestroyscher Freuden setzen, nach ehrwürdiger Sitte ein Gebet verrichte. Der Spruch ist von Grillparzer und lautet —

Hierauf folgte die Rezitation des Gedichtes: »Der Henker hole die Journale ... «

*

Auf dem gedruckten Programm dieses Abends war zur Vorlesung aus den »beiden Nachtwandlern« das folgende angegeben:

Personen: Lord Wathfield; Lord Howart, Bräutigam von dessen Tochter; Sebastian Faden, ein armer Seilerer; Fabian Strick, sein Geselle; Pumpf, ein Bandelkramer; Hannerl, seine Schwester, eine Wäscherin, Stricks Geliebte; Herr von Brauchengeld, ein zugrundegangener Rentier; Mathilde, Emilie, seine Töchter; Therese, deren Stubenmädchen; Amtmann Geier; Rasch, Schloßinspektor; Anton, Georg, Bediente; Gäste; Wächter.

1836 entstanden. Eine Zauberposse, welche die Geisterwelt Raimunds aus eigenen und geistigeren Mitteln herstellt und den Apparat entbehrlich macht, indem sie nur mit dem Glauben der Menschen an Geister arbeitet und allen Zauberspuk aus der Wirklichkeit bezieht. Sebastian Faden, ein armer Seilermeister, ist Nachtwandler. Er ist in das Zimmer der Geliebten seines Gehilfen Fabian Strick geraten und wird deshalb von seiner eigenen Braut wie von dem Gehilfen selbst verlassen, der auch seine Geliebte im Stich läßt. Das Nachtwandeln aber, das ihn so ins Unglück gebracht hat, schlägt ihm alsbald wieder zum Heil aus. Denn er hat sich damals auch in ein Zimmer des Gasthofes verirrt, wo gerade eine Gaunerbande eingebrochen ist, um den reichen Lord Howart, den neuen Gutsherrn, zu berauben. Die Gauner entfliehen, da sie Faden durch das offene Fenster einsteigen sehen, sie halten ihn für einen Geist, und der Nachtwandler' wird zum Lebensretter des Engländers. Lord Howart beschließt, sich dem Seiler, dessen Elend ihm bekannt wird, dankbar zu erweisen und ihn glücklich zu machen. Lord Wathfield (ein altmodisch gekleideter Herr, der eine Zopfperücke trägt) bezweifelt, daß dies gelingen könne.

»So versuchen Sie's«, sagt er, »öffnen Sie der Begierde eines Menschen das Tor der Erfüllung, und Sie werden sehen, welch ein unabsehbares Heer von Wünschen er hereinsendet, und dann ist es erst noch die Frage, ob er sich dabei glücklich fühlt.«

Lord Howart aber läßt sich von seinem Entschluß nicht abbringen und gelobt, Malvina, Wathfields Tochter, nicht eher seine Gattin nennen zu wollen, als bis er den armen Teufel zu einem glückli-

chen Menschen gemacht habe. Die Wette wird geschlossen, und die beiden Engländer treten dem Faden als höhere Wesen entgegen, bereit, alle seine Wünsche zu erfüllen: solange er sich damit begnüge, das Notwendige zu verlangen. (Hier setzt die Vorlesung ein.) Nun führt die Handlung die Stufenleiter der wachsenden Begierlichkeit empor, bis sich der Beglückte endlich so weit versteigt, das Überflüssige zu fordern. Denn Faden hat sich in die Tochter eines Bankrotteurs verliebt, die ihn zu maßlosen Zumutungen an die vermeintlichen Geister aufstachelt, und der Glückspilz erwartet schließlich die Befriedigung der närrischsten Laune ... Die in einem tiefen Sinn fadenscheinige Handlung läßt auch in den eingewirkten Liebesepisoden bis auf den Grund blicken, wo alle menschlichen Niedrigkeiten wohnen. Sie wird aus der Fülle einer last schemenhaften Einfachheit zu einer Steigerung getrieben, die, wie in Shakespeares Timon, in einer grandiosen Tafelszene gipfelt, nur daß dort die Erkenntnis ihr Strafgericht hält, hier aber die Verblendung gebüßt wird. (Die Vorlesung endet mit dieser Szene.) Faden und sein Gehilfe Strick, der sich im Glück wieder zu ihm gesellt hatte, werden in ihre alte Armut verstoßen und kehren, für den Schmerz des jähen Wechsels von den Wohltätern noch entschädigt, in ihre früheren Lebens— und Liebesverhältnisse zurück. — Die Wiener Volksbühne hat kein Drama, das sich dieser Posse vergleichen könnte. Sie ist deshalb seit 1836 nicht aufgeführt worden ¹ und die Literaturhistoriker nennen ihre Idee »echt vormärzlich«. Die »beiden Nachtwandler« enthalten — in der Figur des Sebastian Faden — die einzige Girardi—Rolle, die Nestroy geschrieben hat.

*

Da sie zu meiner Betrachtung hinaufwollten und es nicht ging, komme ich gern zu ihnen hinunter. Und zu jedem einzelnen. Es gibt keine Niedrigkeit, die sich nicht zum Exempel erheben ließe, und ich erweise meinen Objekten nur so viel Ehre, als ihnen fehlt. Was ist das für eine Gesellschaft, die Nestroy für ihresgleichen hält, für einen gutgelaunten Spießbürger, den man nicht komplizieren, nicht überschätzen dürfe, und die im selben Atem es Anmaßung nennt, wenn ich dieser Tradition ein Ende mache und Nestroy lieber für meinesgleichen halte? Was sind das für Leute, die über solchen Vergleich empört sind und als Hörer meiner Vorlesungen ungeduldig werden, wenn ich ihnen allzulange die eigenen Arbeiten vorenthalte, um Nestroys nie gehörte Meisterstücke zu vertreten? Was ist das für eine Horde, die in der Vertretung dessen, was einer erlebt und ihr erst offenbart hat, Reklamsucht wittert? Nestroy ist für die Leute, die ihn seit dem letzten Heft der Fackel kennen, ein Großer und ich bin ein Kleiner: mit dem Wertmaßstab, den sie mir entlehnt haben, wollen sie mich hauen. Nicht messen. Denn sonst müßten sie erkennen, daß ich mich in dem Essay »Nestroy und die Nachwelt« nicht nur neben Nestroy stelle, was sie für kühn halten, sondern womöglich über Nestroy. Die armen Teufel verstehen natürlich nicht, daß es mir nicht um eine Dissertation über Nestroy, nicht um eine Selbstanzeige, sondern um das Problem des Sati-rikers geht und daß ich das Verdienst des Nachgeborenen als den höheren Anteil des Zeitwiderstandes darstelle. Fünfzig Jahre nach mir wird nicht mehr geschrieben, sondern geschossen werden. Aber soll man solche Dinge jenen erklären, die die Verkörperung des Zeitwiderstandes sind? In der Sprache dieser intellektuellen Säugetiere hieße es wieder nur »Eitelkeit«. Ein Blatt,

1 Hier ist zu korrigieren: Mit Ausnahme der Vorstellung im Carltheater—Zyklus von 1881. [KK]

das die morgendlich glänzende Verdienervisage dieses Zeitalters nur an jedem Montag spiegelt, bringt eine Karikatur, die Nestroy als ausgewachsenes Monument zeigt, zu dem ich in affenartiger Behendigkeit emporkletterte, und darunter den Text: »Es tut mir in der Seele weh, daß ich mich in der Beleuchtung seh'.« Es ist der typische Fall einer gestohlenen Information. Denn eine völlig ahnungslose Journalistik erfährt von mir, wie groß Nestroy war, aber undankbar wie sie ist, nennt sie die Quelle nur, um sie schlecht zu machen. Nestroy dürfte es kaum in der Seele weh tun, daß ihn jetzt einer den deutschen Literarhistorikern als den Inbegriff satirischer Sprachkunst dermaßen eingebläut hat, daß die schmäbliche Nichtachtung seines Werkes für alle Zeiten ein Ende hat. Was sagt der Auswurf, der ihn gegen meine kompromittierende Gesellschaft schützen möchte, dazu, daß in deutschen Literaturgeschichten Nestroy die Episodenrolle eines Wiener Zotenreißers spielt, was vollends dazu, daß ich bei Bleibtreu viel besser wegkomme als Nestroy, der mit einer unerlaubt hochmütigen Wendung abgetan wird? Hand auf die Stelle, wo sonst ein Herz ist: glaubt der Journalist, der eine niedrige Idee einem geschickten Handwerker zum Zeichnen übergibt, oder glaubt eines der tausend Individuen, die das Resultat begrinsen, daß meine Rettung Nestroys aus den Fängen der Harmlosigkeit einen Beweggrund hat, der außerhalb der geistigen Notwendigkeit liegt? Daß ich nicht einfach das Recht dessen hatte, der es tat, und daß irgendeiner in Österreich, der es nicht tat, mehr recht hat? Daß der Ruf eines andern den größten Saal im Sommer gefüllt hätte? Wie die Karikatur eines Verhaßten die Mittelmäßigkeit aus dem Geleise bringt, das ist ein besseres Bild! Noch heute sollen abgeklärte Leute in den Kaffeehäusern aus einem Zimmer ins andere rennen und erregt jedem, der's wieder und wieder sehen will, darreichen, was sie in der Tasche herumtragen. Wie Englischpflaster, Marken, Pyramidon, ein Kapitel aus den Vedas, eine Füllfeder und was man halt so bei sich trägt, wenn das Schatzkästlein des Wissens allein nicht glücklich macht. Es gibt eine Weltweisheit, die durch mich in Unordnung kommt und darum einen guten Tag hat, wenn mir einer »es gezeigt« hat. Die Unproduktiven fühlten sich erlöst; wer viel zu erzählen weiß, aber sonst nur aus indischen Montagsblättern seine Erbauung schöpfte, wurde lebfrisch, und die Fachmänner aller Fächer bestätigten zufrieden, daß ich wirklich nur ein Epigone bin. Denn Nestroy hatte die Kometenschuster schon vor mir durchschaut.

*

Nicht minder erfrischend wirkte eine Bemerkung jenes allerniedrigsten Witzblattes, das durch die Nennung Nestroys auf die furchtbare kulturelle Distanz aufmerksam machte, in die uns der Humor der Pferdeknechte verschlagen hat. Dort war eine dreiste Anspielung auf »Doppelnummern« enthalten, in denen Nestroy gefeiert wird, weil das nach der Vorstellung eines in die Kantine geratenen satirischen Schapsels »lukrativer« ist oder dergleichen. Ich brauche nicht mehr vor Wiederholung zu warnen. Der Versuch war kleinlaut, ich weiß nicht, ob der Träger des Pseudonyms mir einmal ein Manuskript angeboten hat, und die Verachtung dieser Sorte von Militärerheiterung ist bereits dank meiner Vorarbeit in die höchsten Kreise gedrungen. Dieser Humor weiß, daß jedes weitere Wort Selbstmord ist. Ich bin sogar imstande und reproduziere das Bild, das die Redaktionssitzung darstellt.

*

Überhaupt möchte ich den Preßleuten zu bedenken geben, daß ich über eine Ressource verfüge, die, viel mächtiger als mein geschriebenes Wort, mir jeden Wunsch zur Tat verwandeln kann: mein gesprochenes. Sie sollen sich in der nächsten Saison einmal von der Wirkung überzeugen. Sie werden sehen,

daß bei mir das Wort des Nestroy'schen Holofernes: »wer der Stärkere ist, ich oder ich« keine Übertreibung ist. Vielleicht mache ich das Experiment und bringe meine Zuhörerschaft zum Austritt aus dem Abonnement der von mir näher zu bezeichnenden Blätter. Sie können sich persönlich überzeugen und brauchen eine Lynchung, die ich an Ort und Stelle auch glatt durchsetzen könnte, nicht zu befürchten.

*

Das Recht, Nestroy zu feiern, ist mir andeutungsweise von einer Krapüle abgesprochen worden, die ohne mein Dazwischentreten keine Ahnung gehabt hätte, daß es hier etwas zu feiern gibt. Ich habe es schon vor zwölf Jahren, im Dezember 1901 gegen die Neue Freie Presse besorgt, die damals — zum hundertsten Geburtstag Nestroys — noch ein Feuilleton drucken konnte, in dem der Satz stand: »Seine Erfolge sind wie eine Warnung vor edlen Anstrengungen, vor feiner Kunst, vor Wünschen, die Menge den Berg hinaufzuführen. Das Gemeine ist ewig«. Nestroy hieß damals: »dieser grinsende Übertreiber«, »Hanswurst«, »wildgewordener Spießbürger«, »Clown des Direktors Carl«. Schon damals aber wurde mit der linken Hand der fortschrittliche Nestroy entdeckt, und ich meinte, es sei »gut, daß der Lobfeuilletonist der Arbeiter—Zeitung Nestroys Werke nur aus dem Zitatenschatz von Leopold Rosner kennt, sonst wäre er sicherlich über das Bekenntnis seines politischen Schneiders erschrocken«. Nun haben alle, die von Nestroy nichts anderes wissen als daß ein solcher Zitatenschatz existiert, nach diesem gelangt. Keiner hat eine Zeile im Original gelesen, jeder hat eine Kennerschaft offenbart, die sich über die Flüchtigkeiten und fehlerhaften Einstellungen der verdienstlichen Rosnerschen Sammlung hinwegsetzte. Am drolligsten führte sich der 'Strom', das Organ des Herrn Großmann, auf, der Beziehungen zu Nestroy hat, weil er die »Freiheit in Krähwinkel« für eine revolutionäre Satire hält. Ich habe in meiner Auswahl der Nestroy—Zitate zum allergeringsten Teil die Rosnersche Sammlung benützt und dies nur, um mir die unbequemere Abschrift aus den sechs Bänden der großen Ausgabe zu ersparen. Ich habe jeden dort zitierten Satz im Original gelesen, verglichen, redigiert, die Reihenfolge völlig, die Orthographie vielfach geändert, und dennoch einen Hinweis auf die — rein technische — Hilfe gebracht. Der 'Strom' schickt einfach den Rosnerschen Text mit etlichen Streichungen in die Druckerei und nennt die Quelle nicht. Er druckt die Couplets, die ich gefunden habe und die sonst wohl für alle Zeiten verschollen geblieben wären, das herrliche Lied von der Chimäre, die Strophen des Ziegelbrenners Kern (um seine Originalität zu erweisen, mit dem störenden, nur in der Musik möglichen Refrain) und setzt an den Schluß des Heftes die folgende Erklärung:

Unsere Nestroy—Feier wird im neuen Schauspielhaus begangen werden, weil Nestroy *besser als durch alle Festreden* auf der Bühne gefeiert wird. Als eine der ersten Aufführungen wird Nestroys ausgezeichnete, töricht übersehene Charakterkomödie »Kampl« gegeben werden.

Das ist löblich, und da die Freie Volksbühne den einzigen Nestroy—Spieler, Herrn Sachs, meinen wiederholten Hinweisen verdankt, wird das Unternehmen hoffentlich gelingen. Dennoch möchte ich behaupten, daß die einzige Festrede, die gehalten wurde und auf die Herr Großmann in einer verachtenden Bemerkung anspielt, für Nestroys Weiterleben wichtiger sein dürfte als alle Nestroy—Aufführungen der Freien Volksbühne, zu denen sie ohne mein Eintreten für Nestroy ebensowenig gelangt wäre, wie ihr Organ zu seiner Festnummer. Der 'Strom' scheint über den Strudel, der durch das Lob des Genossen Pernerstorfer entstanden ist, nicht hinwegzukommen. Hier hat der

Verfasser des Aufsatzes über das Totschweigen einen Beleg. Als ein typisches Beispiel für die Art, wie dem Journalismus meine Leistung armselig erscheint, nachdem er sie ausgenützt hat, ist der Fall immerhin beträchtlich. Ich werde mich dadurch nicht abhalten lassen, Unternehmungen, die von meinem Wirken profitiert haben, löblich zu finden, und hoffe, daß die Nestroy—Aufführungen der Volksbühne das unpassende Vorspiel vergessen lassen werden.

*

Das Neue Wiener Journal hatte Nestroys Tod schon für den 23. April angesetzt, irregeführt durch die Feder eines Literarhistorikers. Die eigene Scheure wußte besser Bescheid. Sie nahm Speidels Aufsatz über Nestroy. In einer kurzen Einleitung dazu wurde von »Berufssatirikern« gesprochen, »die den wienerischen Aristophanes und seine Bedeutung darzustellen suchten«, wobei »viel bombastischer Schwung« aufgewendet worden sei. So viel aber hatte das Diebsblatt doch verstanden, daß es meinen Hinweis auf Speidels Verständnis für Nestroy aufschnappen konnte. Es fand den Aufsatz, war entzückt und nahm ihn. Der Hehler bekommt Hohn als Lohn. So ist das Leben.

*

Von sonstigen Ärgernissen, die die Nestroy—Woche bot, wäre noch zu erwähnen, daß ein Redakteur dem alten Blasel diktiert hat, ihm ein Feuilleton zu diktieren, dessen Gesichtspunkte er ihm diktiert hat. Mit »Nestroys Dialektik« hat dieser gutmütige Autor, der sie »studiert« haben will, natürlich nicht das Geringste zu schaffen, höchstens mit seinem Dialekt; er verkörpert eine rudimentäre Komik, die noch hinter Nestroys Zeiten zurückreicht, und es ist drollig wie seine Art selbst, daß der Herr Redakteur den achtzigjährigen Mann, der wohl nie Speidels und Meynerts Nestroy—Urteile gelesen hat, Sätze daraus und durcheinander aufsagen läßt. Zum Schluß »schreibt« er, er sei der »erste Jupiter in Nestroys Orpheus« gewesen. Ein Hörfehler: Nestroy war der erste Jupiter in Offenbachs Orpheus. — Der 'Merker', eine Halbmonatschrift, die zu häufig erscheint, hatte ein Schnitzler—Heft verausgabt und gedachte Nestroys in einer Notiz, in der ein Ahnungsloser sich für die Aufführung der »Schlimmen Buben« begeisterte und den Satz: »Ich riß den Ries, weil er mich stieß« für den Gipfel der Nestroy'schen Schöpfung zu halten schien. — Vom distinguierten 'Fremdenblatt', wo der Dichter des »Fräuleins aus gutem Haus« sich mit dem Autor des »Mädels aus der Vorstadt« nicht abgibt, wurde Nestroy als eine sehr schlichte Angelegenheit behandelt. Einer, offenbar ein Fremder, versicherte, daß die Stücke Nestroys an wienerischen Redensarten reich seien und daß er zum Beispiel »Spezi für Freund, Zuspeis' für Gemüse sagt«. Als Beweis dafür, daß »trotz unsern raschlebigem Tagen« manche Nestroysche Sentenz nicht veraltet sei, sondern »von heute oder gestern sein könnte«, wird der Satz angeführt: »Sie sein mir eigentlich viel zu dumm, aber a bisserl um die Erd' werfen muß ich Ihnen doch für die Red'.« Eine sehr persönliche Nestroy—Feier.

*

Es gab keinen, dem nicht bekannt war, daß Nestroy gesagt hat: »Bis zum Lorbeer versteig' ich mich nicht. G'fallen sollen meine Sachen, unterhalten — lachen soll'n d' Leut', und mir soll die G'schicht a Geld trag'n, daß i a lach', das is der ganze Zweck ... « Es gab keinen, der dieses Wort einer Nestroy—Figur nicht zum Lebensmotto des Dichters gemacht hätte und zur Rechtfertigung seines eigenen Handwerks. In vierzig Feuilletons war das Zitat zu finden. Meine Selbstanzeige war unbescheiden. Ihre Selbstanzeige war bescheiden.

*

Die Ansichten über Nestroys politische Gesinnung stehen fest, während die Ansichten über sein Todesdatum geteilt sind. Die einen behaupteten, es sei der 23. April, die andern — in Berlin — hatten auf dem Umschlag der Fackel das Datum der Nestroy—Feier gelesen und blieben beim 2. Mai. Aber auch an diesem Tag hätte die Schamlosigkeit einer Festvorstellung, die den »Talisman« und die »Judith«—Parodie verschmolz, nicht begangen und nicht darauf gesündigt werden dürfen, daß die Prügelstrafe für Theaterdirektoren noch nicht eingeführt ist. Auf einem Wiener Kalenderzettel aber wird der 31. Mai anberaumt, was entschieden wieder zu weit geht. Aber nicht nur der Todestag, auch das Geburtsdatum Nestroys schwankt, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, in der Geschichte. Das Museum der Stadt Wien behauptet, er sei 1802 geboren. Es war immer eine Ehrenpflicht der Stadt Wien, den Tod ihrer berühmten Söhne um ein Jahr zu beschleunigen. Aber ihre Geburt um ein Jahr zu verzögern, ist entschieden ein Fehler.

Notizen

In 'Ton und Wort' (Wien, 15. Mai):

Karl Kraus: Nestroyfeier

In dem seit Gerhart Hauptmanns Vorlesung das erstemal wieder bei einer literarischen Veranstaltung völlig ausverkauften großen Musikvereinsaal fand am 2. Mai eine vom Akademischen Verband inaugurierte Nestroyfeier statt, die durch Karl Kraus als Interpret zur echtsten Würdigung des vor einem Halbjahrhundert Dahingeshiedenen wurde. Kraus' Vorrede über Nestroy gehört wohl zu dem Größten, Äußersten, was nicht nur über diesen Dichter, sondern auch seine Zeit und ihr, des vielverlästerten Vormärz, Verhältnis zu der unseren zu sagen war. Es ist geniale Intuition und keine bloße historische Kritik mehr, wenn Kraus über die Epoche seit der Bürgerrevolution, die Jahre, die uns von Metternich an bis in die jüngsten führen, meint: »in ihnen ist das allgemeine Niveau zwar gehoben worden, aber niemand steht darauf!« und so die Widerlichkeiten eines schmalzigen Liberalismus geißelt, der unbeirrt Zivilisation mit Kultur verwechselt und bei jedem Aviatiker einen neuen Abschnitt der Menschheit beginnen möchte. Von Nestroy wissen solche Leute, sofern sie ihn überhaupt kennen, nur den berühmten Schulbüchersatz, daß sich Raimund durch des anderen derbere Zauberposen gekränkt und verdrängt gefühlt habe, aber daß Nestroy immerhin vom liberalen Standpunkt als »er war unser« angesprochen werden könne. Nun, diesen holden Wahn hat Kraus durch seine wohlbelegte Einleitung wie durch Stellen aus Nestroys Werk selbst gründlich zerstört. Kein Wiener »Herr Baron Posa«, sondern ein seiner verwirrten Zeit mit gesundem Skeptizismus gegenüberstehender scharfäugiger Mann ergab sich daraus. Nun zu der Art des Vortrages: Trotz aller sprachlichen Gewandtheit versagte sich die wunderbare Dichtigkeit des Inhaltes der Einleitung teilweise dem Publikum; zu prall sind ihre Sätze von Gedanken, um vom einmalig Hörenden sofort erfaßt und zerlegt werden zu können. Ganz herrlich traf

Kraus die Rezitation Nestroyscher Couplets; er wendete dafür eine Art Sprechgesang an, der seine Vortragsgewalt von einer neuen erstaunlichen Seite beweist. Zum Schlusse mußte er Glossen bringen, diese in ihrer künstlerischen Prägnanz völlig einzigartigen Reaktionen seiner Persönlichkeit wider die Umwelt.

—r.

*

Am 2. Mai gesprochen:

Den Vortrag der Couplets wolle man nicht musikalisch werten. Es können und sollen hier nicht Gesangsleistungen geboten werden. Es ist Sprechgesang, der auch in seiner Vollendung nichts mit Musik zu schaffen hätte. Es kommt für die Wirkung dieser vom Orchester zu begleitenden Verse nur darauf an, daß das Wort seinen rhythmischen Stützpunkt finde. Der stellte sich mir von selbst ein, die Originalmelodien von Wenzel Müller kenne ich nicht oder habe sie nicht in Erinnerung. Nur beim Kometenlied des Knieriem ist eine Anlehnung an die bekannte Melodie unvermeidlich.

Vorbemerkung zu »Titanic«, am 2. und am 23. Mai gesprochen:

Die nun folgende Glosse zeigt, wie dem Erbarmungswürdigen, das sich begeben hat, die Perspektive der Erbärmlichkeit angesetzt wird, die alle Größe und selbst alle Trauer mit dem Fluch der Heiterkeit peinigt. Ich bitte, das Lachen zu unterdrücken und ich muß es, selbst dort, wo es notwendig wäre, für ungültig erklären, damit es nicht abfärbe auf die Trauer, und damit nicht geglaubt werde, es sei bezweckt. Das Geräusch der nun folgenden Zusammenstellung dient nur, dem Choral Platz zu machen. Es will nichts als die ruchlose Akustik wiedergeben, in der die Zeit ihren Zusammenbruch erfährt. Es will das Ohr frei machen für die große Wehklage.

*

Zur Vorlesung aus Jean Pauls »Kampaner Tal« (Wien, 6. März und ähnlich Prag, 22. März) sind die einleitenden Worte nachzutragen:

Der Eingang meiner Vorlesung ist wieder Jean Paul gewidmet, an dem sich die Literaturgeschichte ihren Kopf noch immer nicht zerbrochen hat und gegen den sie sich nun schon ein Jahrhundert lang etwa so benimmt, als wäre es den Astronomen nicht verboten, auf einen Stern zu spucken. Als Gegensatz zu allem, was gegen Jean Paul zerbrochen wurde, will ich Lichtenbergs Worte über eben jene Stelle des »Kampaner Tals« zitieren, die zum Vortrag gelangt.

* * *

Am 18. Mai wurde eine Vorlesung in *Bielitz* von Herrn Ernst Rosner und anderen Lesern der Fackel veranstaltet. Dieser Vorlesung haben vierhundert Leute beigewohnt. Die Verachtung der Wiener Presse hat also schon die Landesgrenze erreicht. Es wird sie interessieren, zu hören, daß in der Provinz stockliberale Zeitungen von dem »in der Wiener Presse nun seit dreizehn Jahren so schamlos totgeschwiegenen Schriftsteller« zu sprechen wagen. Das Ereignis dieser Leseabende in der Provinz ist die Bereitschaft eines gegen die Presse angerufenen Publikums, dem der Vortrag selbst erst alle stofflichen Prämissen ersetzt. Es sind Eroberungszüge, auf denen Wien die Beute wird. — Programm und Zugaben:

Der Traum ein Wiener Leben. — Der kleine Brockhaus / Riedau und Lido / Angesichts. — Die Welt der Plakate. — Gefährlich / Wozu / Teilnehmer an der Tafel / Ein Satz / Der Deutlichkeit halber / Zweiunddreißig Minuten / Ostende, erster Morgen / Bitte, das ist mein Recht ... / Wahrung berechtigter Interessen / Ich rufe die Rettungsgesellschaft / Das Ehrenkreuz / Ein Fiebertraum.

* * *

Aus dem Bericht der '*Reichspost*' vom 4. Mai (Abendblatt):

... Man kann sich in Wien nicht mehr darauf verlassen, daß der große Musikvereinssaal vor Überfüllung sicher ist, wenn er eine von der Großpresse totgeschwiegene Veranstaltung beherbergt. Man konnte es gestern neuerlich staunend konstatieren: Die Mißachtung der Börseanerpresse ist sogar tief in jene Bevölkerungsschichten vorgedrungen, deren Gesichtszüge eine solche Gegnerschaft und innere Freiheit nicht im mindesten ahnen lassen. Karl Kraus also hielt im Großen Musikvereinssaal, der gestern viel zu klein war, die Gedenkrede: »Nestroy und die Nachwelt«. Er las die Rede aus dem Manuskript, man wird sie also demnächst im Druck erhalten und wir können uns hier die Danaidenarbeit, einen Auszug aus den gemeißelten Sätzen eines Satirikers über den Wiener Satiriker und Humoristen Nestroy zu versuchen, ersparen. Daß Kraus der Berufensten einer ist, über Nestroy zu reden, das bedarf keiner Erörterung. Der Andrang bewies, daß es in Wien in die Mode kommt, Werturteile abseits von der einst gerade auf literarischem Gebiete allmächtigen Giftpresse zu fällen. Es versteht sich von selbst, daß sich Kraus die Beziehungen zwischen der Gegenwart und Nestroys Schaffen nicht entgehen ließ. Sie bilden den Hauptinhalt und Hauptreiz der Gedenkrede und machen sie hoch aktuell. Es ist überhaupt nicht ganz sicher, ob denn auch wirklich Kraus über Nestroy sprach oder nicht am Ende Nestroy über Kraus. Jedenfalls warf die Marmorstatue, die der Redner belichtete, um sie dem Publikum zu zeigen, Reflexstrahlen auf den Redner. Das ist der billige Lohn redlichen Tuns. Der Gedenkrede ließ Kraus einige gut gewählte Kostproben aus Nestroys Werken folgen in diesem Raume und mit diesen Mitteln ein unerhörtes Wagnis, das natürlich nur bei jenem Teil der Zuhörerschaft voll gelingen konnte, der über hinlängliche Situationskenntnis verfügte. Wer nestroyfest war, der durfte an diesen Ausschnitten seine helle Freude haben und die beredte Interpretationskunst des Vortragenden bewundern. Der Abend wurde mit einigen, die Applauslust des Publikums herausfordernden Gaben aus Kraus' eigener Werkstatt beschlossen.

th.

*

Zum Nestroy—Unfug der Wiener Theaterwelt wird in einem Wiener Brief des Brünner '*Tagesboten*' (25. Mai) gesagt:

... Eine ungleich bedeutendere und eindrucksvollere Nestroyfeier war die, die der Satiriker Karl Kraus im großen Musikvereinssaale abhielt. Kraus sprach über das Thema »Nestroy und die Nachwelt«. Sein wahrhaft kongenialer Vortrag ist inzwischen in Nr. 349 / 350 der '*Fackel*' erschienen, so daß jedermann das klei-

ne Meisterwerk nachprüfen und genießen kann. Übrigens ist die Inhaltsangabe oder der Extrakt einer Satire von Kraus ein Ding der Unmöglichkeit, weil da Wort und Wort, Satz und Satz, Witz und Wortspiel und Gedanke so ineinander verzahnt sind, daß man einzelnes nicht unbeschädigt aus dem Ganzen herausnehmen kann. Man lese also bei Kraus selbst nach, was er über Nestroy, den »Geist, der heute fünfzig Jahre tot ist und noch immer nicht lebt«, zu sagen hat ... Es ist gar kein Zweifel, daß von Nestroys »sprachverbuhltem Humor, bei dem Sinn und Wort sich fangen, umfassen und bis zur Untrennbarkeit, ja bis zur Unkenntlichkeit umschlungen halten«, zu den satirischen Glossen und Aphorismen von Karl Kraus eine gerade Linie führt« Diese geistige und künstlerische Blutsverwandtschaft hat Kraus befähigt, auf dreiundzwanzig Seiten seinem Vorgänger ein unglaublich lebendiges Monument zu errichten. Da Kraus überdies ein Rezitator allerersten Ranges ist, riß er seine zweitausend Zuhörer — ich kenne in Wien niemanden, außer ihm, der imstande wäre, im Mai den großen Musikvereinssaal zu füllen! — zu lautestem Enthusiasmus hin.

*

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal am 23. Mai. Programm und Zügen:

I. Vorwort. — Nestroy: Szenen aus: »Die beiden Nachtwandler, oder: Das Notwendige und das Überflüssige«, Posse in zwei Akten. — Entree des Wendelin aus »Höllenangst« / Monolog des Kasimir aus »Heimliches Geld, heimliche Liebe« / Entree des Kern aus »Der alte Mann mit der jungen Frau« (statt des Monologs aus »Unverhofft.«) / Monolog des Herrn Cichori aus »Gewürzkrämerkleblatt« / Entree des Federl aus »Papiere des Teufels«. II. Karl Kraus: Der Traum ein Wiener Leben. — Schlichte Worte / Der Deutlichkeit halber / Zweiunddreißig Minuten / Angesichts / Ein Satz / Grüß Gott, in Wien wird der Mensch ausgestellt / Ostende, erster Morgen / Bitte, das ist mein Recht ... / Wahrung berechtigter Interessen / Ich rufe die Rettungsgesellschaft (mit Vorbemerkung) / Titanic (mit Vorbemerkung) / Interview mit einem sterbenden Kind / Das Ehrenkreuz / Das Ende.

Die Bemerkung in Nr. 347 / 48, die Leseabende hätten »die Presse selbst als Reklame problematisch gemacht«: hier sei der Fall eingetreten, »daß einer zwischen Oktober und Juni vier Wiener Säle füllen kann, ohne daß usw.« — ist somit überholt.

Es waren fünf; und gegen die Presse könnten es auch zwanzig sein.

* * *

Die liberale Presse scheint das Schweigen nicht so lange auszuhalten wie ich. Die '*Wiener Mittagszeitung*' hat am 25. Mai — am Todestag Nestroys — sich als erste einer beruflichen Notwendigkeit entledigt und mit Geschick sich ins Verhängnis gefügt. Die '*Wiener Mittagszeitung*' ist ein Blatt, das vor allem der Aktualität dient und deshalb darauf bedacht sein muß, eine dreizehn Jahre alte Nachricht zu bringen, bevor es Abend wird.

(*Vorlesung Karl Kraus.*) Es war nicht die erste. Vielmehr in dieser Saison allein bereits die fünfte, die der streitbare Satiriker als Gast des akademischen Verbandes gehalten hat. *Die ungewohnte Methode dieser Veranstaltungen, die sich sozusagen lediglich von innen heraus vollziehen*, hat bis jetzt die Presse auch als Referentin ferngehalten. Heute, da diese Rezitationen zur Institution ge-

worden sind, *wäre ein weiteres Schweigen deplaziert*. Schon der unleugbar eminenten künstlerischen Bedeutung dieser Abende gegenüber. Denn Karl Kraus, ob er nun, wie in der ersten Hälfte des letzten Abends, fremdes Gut gibt (diesmal war es ein wundervoller Einakter Nestroys, ein Exempel fast tragisch weisen Spottes und beißender Menschenkenntnis), ob eigenes, liest famos und weitaus besser denn ein Virtuose. Eine subjektiv durchgeistigte Vollendung der Technik läßt alle Register spielen, so oft Gefühl und Nerv das Kommando geben. Vom bitter melancholischen Sarkasmus bis zum schmetternden Zorn. Wie gespenstisch tauchen Einzelheiten auf, die an bekannte lebende und tote Meister der Vortragskunst gemahnen. Am ehesten nähert sich zumal sein greinend—vergnügter Nestroy—Ton der Urwüchsigkeit Girardis. Nicht im Sinn der Imitation, sondern in dem einer geistigen Verwandtschaft der Anschauung. Wenn er liest, scheint die Welt für ihn versunken. Hinter dem Lesetisch, von dem eine einsame Lampe in den verdunkelten Saal blitzt, zuckt in geisterhaftem Spiel, in einem Hexentanz der Vergeistigung sein Antlitz. In der gestalten- den Symphonie seiner Miene, seiner Deklamation lebt sein geschriebenes Wort neu und oft weitaus stärker auf. Neben der Lust auch das Leid der Zeugung, neben der höhnischen Lache der heilige Zorn. Durch die grimassierenden Züge manch kleiner Glosse leuchtet die Qual der Empfängnis. Ihr Spiel ist Maske, ihr Hohn Trauer, ihr Lachen über die großen und kleinen Schmäählichkeiten der Ausfluß eines rührenden Weltschmerzes, eines Pessimismus unerfüllter idealer Forderungen. Dieser stets berauschte Dionysier künstlerischer Zeugungsorgien erlebt im Lesen nochmals das Lebendigwerden der Form, ihre Befreiung aus den Schlacken des Zweifels. Und der Hörer erlebt dies mit, und mehr noch, er fühlt den Atem eines Stils, der von der strahlenden Kraft, der großen Gebärde und dem klaren Pathos deutscher Prosa meisterlich zu zeugen weiß, erst jetzt voll und bezwingend. Kraus' Essays und Glossen sind auch als Rezitationsstücke vor allem Wunder der Sprache und erst in zweiter Linie, als Produkte sprachlicher Schöpfungslust, Gefäße ethisch—satirischer Tendenz, Spiegelungen eines Weltbildes. *In dem leider Presse und Publizistik als rein zersetzende Faktoren erscheinen*. Diese merkwürdige Perspektive eines, der durch Beschränkung genial, durch Einseitigkeit stark und seherisch ist, diese *Verschiebung von Ursache und Wirkung*, diese Ineinanderfügung von Sachen und Personen und vor allem diese harte Verkennung dessen, was für die Ewigkeit wertlos, für den Tag sehr wohl wertvoll, wenigstens notwendig sein kann, die Beschaffenheit der Maßstäbe mit einem Wort, wie die Lust an der Degradierung einer aus praktischen Gründen stereotypen und *phrasenhaft nüchternen Arbeitsmethode*, die Weigerung, *manchen imponderabilen Faktoren* dieser ihm feindlichen Welt *Rechnung zu tragen*, *verstimmt den ehrlichen Journalisten* mit Recht. Aber er wird sich sagen müssen, daß das Urteil über diese *Kontroverse* einer späteren Generation gebührt und er selbst nur registrieren darf. Über seinen Unmut hinaus wird ihn als Hörer dieser Vorlesungen Achtung vor dem zähen Kampf dieses Mannes gegen Korruption und Beschränktheit, gegen Phrase und Dummheit erfassen; Respekt vor dem Können eines im Sprachlichen Schöpferi-

schen, im Gedanklichen Eigenen, eines geistigen Selfmademans von titanischer Sucht, mit sich und der Welt im Disput zu stehen.

Ja, diese ungewohnte Methode von Veranstaltungen, die sich sozusagen lediglich von innen heraus vollziehen! Das hatte es in Europa noch nicht gegeben. »Eines Tages« also — eines Tages konnte Amerika nicht mehr geleugnet, sondern mußte entdeckt werden. Angenehm war es ihm nicht ... Immerhin, es ist anerkannt, daß ein Ereignis nicht mehr darum allein eines ist, weil es die Presse verständigt hat, eine Feuersbrunst, die ohne Berichterstatter brennen kann, verdient auch ohne Freikarten die öffentliche Beachtung, die Greisler verkaufen mir, wiewohl ich sie beleidigt habe, wieder Viktualien, ohne die ich auch leben kann, und der Polizei ist der Standpunkt zu dumm geworden, daß ich bestohlen werden darf, weil ich von der Polizei nichts halte ... Der Fall wird hoffentlich isoliert bleiben. Was aber die Verschiebung von Ursache und Wirkung anlangt, so muß ein Mißverständnis vorliegen. Ich habe die Presse nie als Ursache, sondern immer nur als Wirkung verklagt. In der Tat, die Welt ist nicht schlecht, weil es eine Presse gibt, sondern es gibt eine Presse, weil die Welt schlecht ist. Ich weiß schon, daß die Nässe nicht am Regen schuld ist; aber sie informiert mich darüber, daß es regnet. Ihr allein verdank' ich diese Wissenschaft.

In Nr. 349 / 50 ist auf S. 11 in der 25. Zeile statt »Strenge« zu lesen: Stränge; auf S. 42, in der 7. Zeile der 2. Strophe statt: »vom Silber«: vorm Silber; auf S. 50 in der 17. Zeile statt »ihr Leiden«: ihre Leiden.

*

Das Erscheinen eines dreifachen Heftes der Fackel soll nicht besagen, daß eine längere Unterbrechung geplant ist.

Absichtlichkeit und Zudringlichkeit von Mißverständnissen, die sich um das Eindringen der Fackel in Berliner literarische Interessen gebildet haben, legen mir die Pflicht auf, das Folgende zu erklären: Das Eindringen der Fackel in Berliner literarische Interessen ist mir peinlich. Jeder Anhänger, den ich in Berlin verliere, ein Gewinn. Ich habe nie von irgend jemand Förderung, Verbreitung, Eintreten, Wohlwollen oder Begeisterung erwartet, verlangt oder auch nur — wie nachgewiesen werden kann — stillschweigend geduldet. Wer in Kneipen oder Kneipzeitungen das Gegenteil behauptet, wäre ein Schmierfink, auch wenn er nicht zufällig die »fünf Frankfurter« verfaßt hätte. Ich habe mit Berliner literaturpolitischen Bestrebungen, mit Futuristen, Neopathetikern, Neoklassizisten und sonstigen Inhabern von Titeln ebensowenig zu schaffen wie mit Wiener Kommerzial— oder Sangräten. Ich hasse das Publikum; aber ich zähle die Schmarotzer an seinen Mißverständnissen zum Publikum. Ich stehe nicht auf dem Standpunkt, daß jeder Gymnasiast, dem die in unserer Zeit vorhandenen Süchte und Dränge und sonstigen ekelhaften Plurale zu einem »Niveau« verholfen haben, mehr taugt als Mörike, Eichendorff und Lenau. Ich bin nicht der Meinung, daß die Meinung in der Kunst genügt, glaube, daß das bloße Rechthaben gegen den Journalismus mit ihm identisch ist, und sage, daß jeder, der schlicht behauptet, daß Herr Rudolf Lothar ein Übel sei, sich einer Verdoppelung des Herrn Rudolf Lothar schuldig macht. Ich sage, daß Polemik vor jeder anderen Art von schriftlicher Äußerung durch

Persönlichkeit legitimiert sein muß, damit nicht die Null zum Übel, sondern das Übel nullifiziert werde. Polemik ist eine unbefugte Handlung, die ausnahmsweise durch Kunst zum Gebot wird. Lyrik ohne Berechtigung greift den Täter an: der schlechte Angriff alle Unbeteiligten. Ich halte Polemik, die nicht Kunst ist, für eine Angelegenheit des schlechten gesellschaftlichen Tons, die dem schlechten Objekt Sympathien wirbt. Ich halte das Manifest der Futuristen für den Protest einer rabiaten Geistesarmut, die tief unter dem Philister steht, der die Kunst mit dem Verstand beschmutzt. Ich halte das Manifest der futuristischen Frau, der ich jede perfekte Köchin vorziehe, für eine Handlung, der ein paar lustlose Rutenhiebe zu gönnen wären. Ich halte Else Lasker-Schüler für eine große Dichterin. Ich halte alles, was um sie herum neugetönt wird, für eine Frechheit. Ich bin dem Komponisten der Dafnis—Lieder für einen der seltenen Eindrücke dankbar, die ich Abgesperrter zu mir einließ. Ich achte und beklage einen Fanatismus, der nicht sieht, daß unter den Opfern, die er der Kunst bringt, diese selbst ist. Ich verfluche eine Zeit, die den Künstler nicht hört; aber sie zwingt ihn nicht, ihr das zuzuschreien, was er ihr nicht zu sagen hat. Ich weiß, daß die schonungsloseste Wahrheit über diesen Punkt noch immer so viel Ehre übrig läßt, daß das Gesindel ringsherum keinen Anlaß zur Freude haben kann. Überhaupt möchte ich jedem einzelnen in dieser Hunnenhorde, aus der kein Attila entsteht, jedem einzelnen dieser Literaturhamster, die kein Fell geben, den Rat erteilen, nichts von meiner Mißbilligung polemischer Minderwertigkeit oder lyrischen Dilettantismus auf den andern zu beziehen, sondern alles auf alle. Auch möchte ich bitten, den Verkehr mit mir in jeder Form abzubrechen und im Pendeln zwischen Verehrung und Büberei es definitiv bei dieser zu belassen, aber so, daß kein Aufsehen entsteht. Man soll mir keine Drucksorten und keine Briefe schicken. Ich weiß Bescheid. Es wäre mir peinlich, wenn ich genötigt wäre, Berlins kulturelle Mission als einer straßenreinen Stadt gegen den Schönheitsdreck zu verteidigen und nachzuweisen, daß der übelste Abhub der Wiener Geistigkeit sich jetzt dort vor den Betrieb stellt. Ich bin für Asphalt und gegen Gallert. Ich bin für Berlin. nämlich für die Chauffeure und gegen die Neutöner, für das Reviersystem und gegen die Weltanschauung, für die Kellner und gegen die Gäste.

Glossen

THEMIS, MIT HALBGESCHLOSSENEN LIDERN, ENTRÜCKT DIESER WELT

Spiel

»In mehrstündiger Verhandlung hatte sich gestern beim Bezirksgericht Josefstadt der Direktor der Volksooper, Herr Rainer Simons, wegen Gefährdung der körperlichen Sicherheit und wegen Ehrenbeleidigung zu verantworten ... Gleich zu Beginn der Probe von 'Djamileh' soll Direktor Simons, der die Regie führte, mit dem Tanze der Ballerine Mitzi P. unzufrieden gewesen sein. Er forderte sie auf, die Augen zu schließen, und soll ihr, nach Inhalt der Anzeige, da sie die Augen vorzeitig öffnete, einen Schlag ins Gesicht gegeben haben. Dann soll er sie, um zu zeigen, wie sie tanzen soll, hin— und hergezerrt und sie beschimpft haben. Nach beendetem Tanz legte sich die Ballerine, wie es ihre Rolle vorschreibt, auf

den Boden, um dann von dem *Sklavenhändler*, dessen Rolle Herr Kracher gab, emporgerissen und weggeführt zu werden. Direktor Simons demonstrierte Herrn Kracher, wie er die Sklavin aufzuheben habe; hierbei soll er der Ballerine einen wuchtigen Schlag in den Nacken versetzt haben, der angeblich eine leichte Gehirnerschütterung und einen Nervenschock bei der Tänzerin herbeigeführt haben soll. Auch sonst soll Direktor Simons mit den Mitgliedern des Balletts sehr unsanft verfahren, sie duzen, beschimpfen und auch schlagen ...

Richter: Sie sollen der Klägerin einen Schlag ins Gesicht gegeben und sie blöde Gans genannt haben? —

Angekl.: Davon ist mit nichts bekannt. Von einem Schlag ins Gesicht kann nicht die Rede sein, *da er ja in die Rolle nicht paßt*. Nach dem Tanz hat die Sklavin Almee, welche Fräulein P. darstellte, mit halbgeschlossenen Lidern auf den Boden hinzusinken, *entückt dieser Welt*. Der Sklavenhändler will nun die Sklavin an den Sultan verkaufen, der Sultan schlägt den Kauf ab und nun hat der Sklavenhändler, geärgert über die Sklavin, sie beim Nacken zu fassen, vom Boden wegzureißen und wegzuführen. Ich habe nun *dem Kracher*, der den Sklavenhändler gab, gezeigt, wie er die Sklavin vom Boden emporzureißen habe, habe die Ballerine gepackt und sie emporgehoben ... —

Die Ballettmeisterin Maria Pasta gab als Zeugin an, daß sie der P. ihre Tanzrolle in 'Djamileh' sehr schön, nach den Weisungen des Direktors einstudiert habe. Bei der Probe vom 24. Februar habe der Direktor, bevor das Fräulein noch zu tanzen begann, ihr sofort zugerufen: 'Stillgestanden! Nicht gerührt! Augen zu!' Als sie die Augen aufmachte, gab er ihr einen Schlag ins Gesicht. Dann rief er ihr zu: 'Fuß vor!' Die Tänzerin streckte aus Versehen den linken statt des rechten Fußes vor, worauf Direktor Simons bemerkte: 'Blöde Gans!' Dann stieß der Direktor mit der Tänzerin herum. Als sie auf dem Boden lag, zeigte Direktor Simons dem Kracher, wie er sie aufzuheben habe, wobei er der Tänzerin einen starken Schlag ins Genick gab ... —

Klageanwalt: Kommt es häufig vor, daß der Direktor die Ballettdamen beschimpft? —

Zeuge: *In der Hitze des Gefechtes ist es oft unvermeidlich* ... —

Verteidiger: Kommt es beim Theater vor, daß der Direktor die Spielerinnen, *die er ja oft von Kindheit her kennt*, duzt? —

Zeuge: Das kommt sehr oft vor ...

Der Zeuge Rudolf R. über die Beschimpfungen befragt, sagt: Ich glaube die Worte 'Fade Urschel, Langweilige Nocken!' oder ähnliches gehört zu haben. —

Der Sachverständige Primarius Dr. Ritter v. K. erklärte, daß er bei der Untersuchung des Fräuleins P. Symptome der Nervosität, wie man solche bei den Damen vom Theater häufig findet, beobachtet habe. Der Schlag in den Nacken sei geeignet gewesen, bei der an Blutarmut leidenden Klägerin eine Neurasthenie hervorzurufen, beziehungsweise eine solche zu fördern ... die Verletzung der Klägerin sei jedenfalls als leichte zu bezeichnen. —

Der Richter verurteilte Direktor Rainer Simons wegen Ehrenbeleidigung begangen durch Beschimpfung der Klägerin und durch den Schlag ins Gesicht zu einer *Geldstrafe von 100 Kronen*,

sprach ihn dagegen von der Anklage wegen Gefährdung der körperlichen Sicherheit *frei*. In der Urteilsbegründung hob der Richter bezüglich des Freispruches hervor, daß der Schlag in den Nacken nicht als Mißhandlung, sondern *als Bühnenhandlung aufzufassen* sei ...

Sie spaßen nur, vergiften nur im Spaß, kein Ärgernis in der Welt!

Ernst

»Vor dem Schwurgericht (OLGR. Dr. Hörnes) hatte sich gestern der 25jährige Tagelöhner Gottfried Karl Pischzek wegen Raubes und Reversion zu verantworten. Die Anklage legte ihm zur Last, daß er in der Nacht zum 4. April d. J. den Anstreichergehilfen Friedrich Holler im Prater überfallen und ihn seiner Barschaft von 5 Kronen sowie der Uhr beraubt habe. Die beiden hatten in einem Gasthaus miteinander gezecht und machten sich gegen 4 Uhr früh auf den Heimweg. In der Zufahrtsstraße soll Pischzek den Holler in die leerstehende Veranda eines Tanzlokals gedrängt und ihm zugerufen haben: »Gib mir dein Geld!« Als der Überfallene nicht gleich gehorchte, faßte ihn der Angeklagte beim Hals, würgte ihn und verlangte, nachdem er fünf Kronen erhalten, auch noch die Uhr. Holler händigte ihm auch diese ein, rief dann um Hilfe, worauf ein Wachmann herbeieilte und den Burschen festnahm ... Der Angeklagte erklärte sich nicht schuldig. Holler war in jener Nacht stark betrunken und wollte sich in der Veranda niederlegen. Er (Angeklagter) hat ihn am Arm gefaßt und wollte ihn nach Hause führen; dabei konnte Holler sich eingebildet haben, daß er überfallen wurde. Auf Grund des Geschwornenverdikts, welches den Angeklagten des vollbrachten Raubes schuldig erkannte, verurteilte der Gerichtshof den Gottfried Karl Pischzek zu sieben Jahren schweren Kerkers.«

* * *

DER GETREIDEHÄNDLER ALS MÖRDER

Die Stichwahl

»Wien hat am heutigen Wahltag den Christlichsozialen tief ins Herz gestoßen ... Die Christlichsozialen sind bis ins Mark getroffen worden ... Der Gegner muß ganz niedergeworfen, mit allen Kräften noch einmal bekämpft werden, und für das ganze freisinnige Wien gilt morgen das Wort, der große Aufschrei des tragischen Dichters: Triff noch einmal! ... Morgen muß dieses Urteil vollzogen werden ... Noch einmal müssen sie morgen getroffen werden ... Die Waffe, die sie verletzt hat, muß tief ins Herz gestoßen werden.«

Autobiographisches

»Er beschäftigte sich im bürgerlichen Leben mit Getreidehandel. Es verlautet sogar, daß er sich in Spekulationen einließ ... Er hatte finanzielle Sorgen, und die Politik war nicht die einzige Geliebte,

der er sich mit unbedingter Treue widmete. Er hatte auch ein Verhältnis zur Getreidebörse und mochte wenigstens früher die Preislisten für Weizen, Hafer und Mais noch eifriger durchforscht haben als die parlamentarischen Vorlagen und den verwickelten Bau der Geschäftsordnung ... Niemals früher ist aus diesem friedfertigen Geschäfte und aus diesem so stark zur Ordnung im Staate hinneigenden Berufe ein Mann hervorgegangen, der sich über alle Schranken der menschlichen Einrichtungen hinweggesetzt und dem Leben eines politischen Gegners tückisch nachgestellt hätte. Die Psychologie dieser bösen Schuld verliert sich in dunkle Abgründe, bis zu deren Boden das Auge nur schwer zu dringen vermag. Ein Getreidehändler ist allen Verirrungen und Verwilderungen und allen großen Regungen und Erhebungen genau so zugänglich wie jeder andere Mensch. Aber ziehen wir ihm das politische Kleid aus, so bleibt eine Persönlichkeit zurück mit vorwiegend wirtschaftlicher und finanzieller Erziehung und Veranlagung. Er hat Weizen gekauft und verkauft, sichtbaren und papierenen Weizen; er hat sich darum kümmern müssen, ob die Firma Leiter in den Vereinigten Staaten die Vorräte einsperrt und dann durch ein Kesseltreiben eine sogenannte Schwänze veranstaltet ... Durch welchen geistigen Sprung ist plötzlich dieser Getreidehändler zu dem Einfall gekommen, Märtyrer sein zu wollen; wie konnte er aus Kursen und Differenzrechnungen sich in das Ungeheuerliche verirren ... Das menschliche Herz ist ein Geheimnis, das niemals ganz ausgeschöpft werden kann ... Sind in diesem Kopfe zwei vollständig getrennte Schubfächer: eines, wo die Weizennotierungen und die schwebenden Abrechnungen durcheinanderwirbeln, die statistischen Ernteberichte aufgespeichert sind und die Schlüsse über Käufe und Verkäufe verzeichnet werden; das andere hingegen, wo das reine Feuer für die Verfassung brennt, die Lohe der Begeisterung sprüht und ein wildes Temperament, das jeder Rücksicht spottet und das Hinschlachten von Menschenleben nicht scheut, sich festgesetzt hat? Dieser versuchte Meuchelmord eines Getreidehändlers, eines Familienvaters, ist nicht leicht zu verstehen.«

* * *

»HERZLICHE SZENEN ZWISCHEN GRAF UND GRÄFIN TISZA«

Als Kovacs den letzten Schuß gegen sich selbst abgefeuert hatte, blickte Graf Tisza zur Galerie hinauf, auf welcher sich seine Gemahlin befand und deutete ihr mit einer breiten Geste an, daß er unverletzt geblieben sei.

Kurz darauf verließ er die Präsidententribüne und begab sich in die Couloirs, wo er von den Mitgliedern der Arbeitspartei umringt wurde ... Graf Tisza entzog sich diesen Kundgebungen mit den Worten: »Entschuldigen sie mich, aber meine Frau befindet sich hier auf der Galerie. Es ist meine erste Pflicht, mich zu ihr zu begeben.«

Graf Tisza eilte dann die zur Galerie führende Treppe hinauf. Vor der Galerie befindet sich ein kleiner Vorraum. Bis zu diesem begleiteten ihn zahlreiche Abgeordnete. Graf Tisza ersuchte einen

der Angestellten des Hauses, er möge seine Gemahlin in diesen Vorraum hinausrufen. Gräfin Tisza eilte sofort dahin und Graf Tisza sprach sie mit den Worten an: »Meine Liebe, ich habe nur eine Minute Zeit, bin aber gekommen, um Dir mitzuteilen, daß ich unverletzt geblieben bin.«

Mit diesen Worten reichte er seiner Gemahlin die Hand und die beiden Gatten umarmten sich innig. Dann verabschiedete sich Graf Tisza von der Gräfin und begab sich wieder in die Couloirs hinunter.

* * *

BEMERKENSWERTE WORTE EINES BEZIRKSHAUPTMANNES ÜBER DEN WERT DER PRESSE

So eine Spitzmarke gibt es nämlich. Denn der Bezirkshauptmann von Brüx hat in Oberleutensdorf gesagt:

Ich halte die öffentliche Meinung für eine der wertvollsten Helferinnen auf dem Wege zur richtigen Lösung großer Aufgaben, deren Mitarbeit bei der heutigen Gestaltung der Verhältnisse kaum zu entraten ist.

Ich weiß, sichtlich verlegen, nicht, was ich dazu sagen soll. Es ist keine Kleinigkeit.

* * *

DER STAAT UND DIE UNZUCHT

»Ich habe ein Jahr lang Pflichtexemplare abgeliefert, es wurde aber nicht ein einziges mal eingeschritten, bis dann plötzlich die Massenkonfiskation bei mir stattfand. — Präs.: Es ist bezeichnend, daß Sie erst gefragt haben, ob Sie solche Bücher herausgeben dürfen. Ein Staatsbürger, der erst fragt, ob er so etwas tun darf, der ist schon suspekt.«

»Daß die Werke im Ministerium des Innern nicht unbeachtet blieben, beweist folgender Vorfall. Ein Beamter des Ministeriums kam zu mir und sagte: Ihre letzten Pflichtexemplare sind uns auf merkwürdige Weise abhanden gekommen. Sie sind zwar nicht verpflichtet, sie zu ersetzen, ich bitte Sie aber aufs neue um die Exemplare.«

»Der Geschäftsdienner N. bestätigt, daß er zweimal dieselben Exemplare an das Ministerium des Innern abliefern mußte.«

»Angekl.: Auch ein richterlicher Beamter dieses Hauses hat dieses Buch bestellt. — Staatsanwalt: Bestellt, aber nicht bezogen.«

»Die Korrespondenz des Angeklagten sei nicht beachtet worden, sicher nicht, weil hohe Generale und Diplomaten unter den Abnehmern figurierten.«

»Eine weitere Reihe von Zeugen, fast durchwegs Ministerial—, Post—, Bahn— oder Magistratsbeamte, geben an, daß sie durch Inserate auf die Firma aufmerksam geworden seien. Auf ihre Zuschriften, in denen sie sich mit Namen und Stand bezeichneten, habe ihnen dann die Firma Prospekte übersendet.«

»Angekl. : Was für einen Beruf hatten diese Leute ? — Zeuge: Juristen, Gelehrte, Richter, Militärs, höhere Beamte und Privatiers,

die speziell solche Sammlungen besitzen. — Angekl.: Kauften die Leute nach ihrer Ansicht aus wissenschaftlichem Interesse oder um ihre Sinne zu kitzeln? — Zeuge: ... Einem bejahrten Herrn kann ich nicht zumuten, daß er sich an diesen Bildern ergötzt. — Angekl.: Waren die Richter, die bei uns gekauft haben, hier im Landesgerichte angestellt? Keine Namen nennen! — Zeuge: Ja. Angekl.: Haben die aus pornographischem Interesse gekauft? Der Zeuge, der die Frage nicht gleich versteht, bejaht sie zuerst und sagt erst auf nochmaligen Vorhalt derselben: Ah, nein!«

»Verteidiger: Da wir gerade bei dem Kapitel der Prospekte und der öffentlichen Anpreisung von erotischer Literatur sind, so sei mir gestattet, aus dem letzten Katalog des Dorotheums, der k. k. Versatzanstalt, den Präsidenten konstatieren zu lassen, daß unter der Zahl 291 ein Roman angepriesen wird, von dem es heißt ... Während also in diesem Saale wegen erotischer Literatur ein Sittlichkeitsprozeß abgeführt wird, wird unter Intervention der k. k. Behörde erotische Literatur zum Verkaufe gebracht. Ich lege dieses Dokument hier vor. — Angekl.: Ich möchte betonen, daß das Dorotheum die Geschäftsleute in Wien überhaupt schädigt. — Der Präsident rügt diese Bemerkung des Angeklagten. Er konstatiert sodann, daß tatsächlich diese Anpreisung in dem Katalog des Dorotheums enthalten ist. — Angekl.: Diese Bücher sind tagelang für jeden Menschen zur Besichtigung frei aufgelegt, ohne Revers. Ich bin also vorsichtiger gewesen als eine k. k. Behörde. — Präsident: Ich bitte, den (mit Buchstaben gesprochenen) Ausdruck k. k. zu unterlassen. Das ist eine Redefaulheit. Es heißt 'kaiserlich königlich'.«

»Angekl.: Haben die Herren aus dem k. und k. Haus—, Hof— und Staatsarchiv, die bei mir verlegt haben, von diesen Werken gewußt? — Zeuge bejaht. — Angekl.: Haben sie vielleicht ein Ärgernis daran genommen? — Zeuge: Nach dem Verkehr mit Ihnen zu schließen, nicht. Einige Herren haben sich sogar welche ausgebeten.«

»Von den konfiszierten Werken, sagt der Angeklagte, seien auf dem Wege zur Polizei Exemplare gestohlen und dann in den Gasthäusern verkauft worden.«

»Staatsanwalt: Wissen Sie, daß Sachen, die von Ihnen waren, photographiert und gehandelt wurden? — Angekl.: Nach der Konfiskation; wahrscheinlich von den Sachen, die dabei gestohlen worden waren. — Staatsanwalt: Ich bitte, seien Sie vorsichtig! — Angekl.: Ich weiß sehr genau, was ich sage, und werde mich nicht einer Amtsehrenbeleidigung schuldig machen ... Der Zeuge gibt an, daß ihm zwei seiner Arbeiter berichteten, ein Detektiv habe bei der Konfiskation der beschlagnahmten Bücher eines dieser Bücher in die Tasche gesteckt. Vorher habe sich dieser Detektiv noch umgesehen, ob er nicht beobachtet werde ... Verteidiger: Ob der Herr Detektiv einer Strafe zugeführt worden ist, wissen Sie nicht? — Zeuge: Nein. Der Kommissar hat mich riesig angefahren, daß ich mich unterstanden habe, so etwas zu sagen.«

»Der Angeklagte beschwert sich nun bitter, daß die Steuerbehörde ihm seine Steuer von 12.000 K auf 25.000 K erhöht habe, weil er aus dem pornographischen Verlag so großen Gewinn habe. — Präs.: Das gehört nicht in den Rahmen der Verhandlung.«

»Ein Herr Haag in Neuseeland habe entrüstet eine Anzeige erstattet, obwohl dort die Leute unbekleidet umhergehen und die natürlichsten Dinge vor aller Augen geschehen. — Präs.: Es ist psychologisch erklärlich, wenn gerade er einen peinlichen Eindruck davon empfing.«

* * *

EIN STANDPUNKT

»Man hat in der Verhandlung gehört, wer die Konsumenten dieser kostspieligen Literatur sind. Es sind Angehörige der herrschenden Schichten, Leute, die das Volk im Staate, in der Kaserne und an den Profiterzeugungsstätten knechten. Und von dem Gelde, das dem Volke als Steuer abgenommen wird oder das sie ihm als Mehrwert abpressen, geben sie große Summen für eine Literatur aus, die nach dem, was man gestern vorlesen gehört hat, nichts mit Geist, ja nicht einmal mit Spaß gemein hat. Das Aufreizende des Prozesses ist es, wie die ausbeutenden Schichten den Ertrag der Arbeit des Volkes vergeuden: ein erotisches 'Werk' aus dem Verlag Stern kostete sechzig Kronen und die Konfiskation soll, wie Stern sagt, den Marktpreis auf zweihundert Kronen gesteigert haben. So wird das verschwendet, was man dem hart arbeitenden Volke abnimmt.«

Von dieser Seite sah ich's nie ... Aber man hätte geglaubt, daß ein bürgerliches Blatt wie die Arbeiter—Zeitung sich nachgerade an die Verwendung des Reichtums zu Luxuszwecken gewöhnt hat. Daß die herrschenden Schichten im Gegensatz zu den breiten Massen in den Prater nicht zu Fuß gehen und im Theater nicht auf der Galerie sitzen, daß es seidene Unterwäsche, Reiterfedern, Automobile, Mätressen und sonstige vom Mehrwert bestrittene Annehmlichkeiten gibt, die Beschwerde darüber ist lange unterdrückt worden. Daß aber die reichen Leute jetzt auch noch Privatdrucke kaufen, das schlägt dem Faß den Boden aus. Man hat in der Verhandlung gehört, *wer* die Konsumenten sind. Nicht das Volk ist es, sondern Leute, die das Volk knechten. Steuer und Mehrwert, kaum eingehoben oder abgepreßt, sind sofort in die Buchhandlung Stern getragen worden. Das ist eine schöne Enthüllung. Speziell die Verwendung der Steuergelder ist mysteriös. Man hatte zwar aus dem Prozeßbericht ersehen, daß die Steuerbehörde den pornographischen Verleger gesteigert hat, und die Sozialdemokratie müßte es eigentlich beklagen, daß die der Pornographie abgenommenen Gelder für Dreadnoughts anstatt für Schulen verwendet werden. Das ist ein rechter Wirrwarr. Jedenfalls ist es »das Aufreizende des Prozesses, wie die ausbeutenden Schichten den Ertrag der Arbeit des Volkes vergeuden«. Sie kaufen Schweinereien. Nicht, daß es Ausbeutung gibt, wäre das Schlimme, aber wie die Beute verwendet wird. Die Sozialdemokratie war bis zum Prozeß Stern im Glauben, daß das Geld vernünftig verwendet werde. Darum hat sie so lange geschwiegen, und sogar mit den herrschenden Schichten Wahlbündnisse geschlossen. Nach dem Prozeß Stern wird das nicht mehr geschehen können. Man wird strenge darauf achten, daß die dem Volke abgenommenen Gelder nicht verschwendet werden. Die Sozialdemokratie hat ein neues Programm: sie behält sich die Kontrolle der Verwendung des Ertrages der Ausbeutung vor und sie wird in Profiterzeugungsstätten, deren Inhaber witzlose Privatdrucke kaufen, streiken lassen.

* * *

PORNOGRAPHIEN

braucht die Menschheit wie einen Bissen Brot. Denn man glaubt gar nicht, wie viele Menschen, auch in höheren Kreisen, ohne Text nicht onanieren können, und wie viele, wenn sie selbst den Text haben, auch noch die Illustration dazu brauchen. Die Verfolgung' der pornographischen Verleger ist deshalb so töricht wie die der Kupplerinnen. Wie bei diesen ist es auch verwerflich, wenn Verleger die Autoren preisgeben wollen, die sich um des Geldes willen hingegen haben. Auch ist die Berufung auf Kunst und Wissenschaft so lächerlich, wie wenn sich eine Kupplerin auf die Ästhetik und auf die Sozialpolitik ausreden wollte. Erlaubt und geboten ist dagegen in beiden Fällen der offene Hinweis auf die bessere Kundschaft, weil es immer Eindruck macht und in Gerichtskreisen von der Natürlichkeit des Geschlechtstriebes überzeugt, wenn bekannt wird, daß ein Hofrat auch so etwas nötig hat. Jeder Versuch, die Unsittlichkeit abzuleugnen, ist so niedrig wie die Sittlichkeit, die sie anklagt. Die Verteidigung hat darin zu bestehen, daß der angeklagte Verleger zugibt, er habe Schweinereien angeboten, weil nach Schweinereien Nachfrage ist. Ein Freispruch, der aus andern Gründen erfolgt, ist als unwürdig zurückzuweisen.

* * *

DAS VERHÖR

Zeugin: »Ich bin dann mit ihm im Park spazieren gegangen und ...«

Richter: »Und?«

Zeugin: »Er hat mich sogar im Park geküßt.«

Richter: »Und Sie haben sich ohneweiters küssen lassen?«

Zeugin (verlegen): »Ja.« —

Bei einem wenige Tage später vereinbarten Rendezvous, erklärte die Zeugin, habe der Kläger sie eingeladen, da es gerade regnete, in seiner Wohnung Schutz zu suchen und die regnerische Zeit zu verplaudern.

Richter: »Und Sie haben die Einladung angenommen? Was haben Sie dann gemacht?«

Zeugin (stockend): »Wir haben harmlos geplaudert und Photographien angeschaut und ... «

Richter: »Und dann?«

Zeugin: »Plötzlich faßte er mich, küßte mich und ...«

Richter: »Sie müssen uns schon alles sagen. Ein Mädchen, das nach so kurzer Bekanntschaft mit einem Offizier gleich auf dessen Zimmer geht, muß schon die Courage haben, alles bei Gericht zu erzählen.«

Zeugin: »Ich kann nicht weiter ... «

Richter: »Warum?«

Zeugin: »Ich bin so aufgeregt, daß ich nicht mehr reden kann.«

Richter: » ... Erzählen Sie, was nun vorgefallen ist.«

Zeugin: »Durch die Küsse war ich wie im Traume befangen, ich konnte mich nicht wehren.«

Richter: »Waren Ihnen die Küsse unangenehm?« Da die Zeugin mit der Antwort zögert, bemerkt der Richter: »Sie haben sich

doch schon das erstemal vom Kläger im Park küssen lassen. Die Küsse waren Ihnen doch nicht unangenehm. Oder wollen Sie das Gegenteil behaupten? Ich lasse Sie nicht locker und bestehe auf Beantwortung der Frage, ob Ihnen die Küsse nicht angenehm waren. Sie müssen doch wissen, ob die Liebkosungen Ihnen angenehm oder unangenehm waren?»

Zeugin (verlegen): »Die Küsse waren mir gerade nicht unangenehm.«

Richter: »Was geschah also *dann*?«

Zeugin: »Dann hat er mich zum Bett getragen.«

Richter: »Hat er Sie getragen oder sind Sie selbst zum Bett gegangen? Sind Sie vorsichtig, Fräulein, Sie pendeln auf der Schneide und können leicht wegen falscher Zeugenaussage in Untersuchung kommen! *Konnte man nicht vielleicht sagen: Halb zog sie ihn, halb sank er hin?*«

Gutmann heißt er.

* * *

DIE SPRACHE DER LIEBE

Sie sagte zum Leutnant: »Hübsch brav bleiben!« Der Leutnant sagte zum Bräutigam, der ihn zur Rede stellte, sie »habe ihm sofort große Avancen gemacht und sich ruhig um die Taille nehmen und küssen lassen«. Er habe sich »unsympathisch berührt gefühlt«, weil sie sich von ihm so rasch sympathisch berühren ließ. Der Bräutigam stellte sich dem Leutnant als Mitarbeiter einer sozialdemokratischen Zeitung vor. Der Leutnant empfing den Eindruck, als ob der Bräutigam »lediglich aus publizistischem Interesse zum Schutze der allgemeinen Moral in der Angelegenheit interveniere«. Sie habe sich im Zimmer sehr leidenschaftlich benommen«. Er habe sich deshalb »nicht weiter ausgelassen und sich gleich gedacht, er werde dieses Mädel, wenn er mit ihr ein Verhältnis anfange, nicht leicht los werden«. Er »verabschiedete sich sehr kühl von ihr, während sie auf dem Wege zur Tramway noch verlangte, daß er sie auf der Straße küsse«. Auch habe sie »von ihm verlangt, er solle ihr schreiben«. Er habe sich »ihre Adresse notiert, ihr aber nicht geschrieben; denn ein Oberleutnant«, sagt er, »dem ich sofort von der Sache erzählte, sagte mir: Schreib' ihr nicht, denn du bist ein Pechvogel und du wirst sie dann gewiß nicht loswerden!«

* * *

DER MANN

Der Strenge

Der Infanterieleutnant Viktor G. trat gestern beim Bezirksgericht Josefstadt als Privatkläger gegen Anna S. auf. Nach Inhalt der Klage hatte ihm die Angeklagte nach einer galanten Zusammenkunft in einem Hotel in

Der Heitere

Der Bankbeamte und Reserveleutnant Anton C. war gestern beim Bezirksgericht Josefstadt angeklagt, die Private Hermine Sch., die Tochter einer Hausmeisterin, unter Zusage der Ehe verführt zu haben ...

der Annagasse im Laufe eines Streites das Schimpfwort »Schuft« zugerufen. Die Angeklagte gab in der gestern vor dem Bezirksrichter Dr. Stolz durchgeführten Verhandlung an, daß der Kläger sie auf der Straße angesprochen und gefragt habe, ob er mit ihr gehen dürfe. Sie habe die Frage bejaht und habe den Leutnant, mit dem sie vorher ein Geschenk von zehn Kronen ausgemacht habe, in ein Hotel in der Annagasse geführt. Der Leutnant habe für ein Zimmer sechs Kronen bezahlt. Als sie ihrer Gewohnheit gemäß ihr Geschenk im vorhinein verlangte, habe ihr der Leutnant gesagt: »Erlaube! Ich bin doch Offizier und noch gut für zehn Kronen.« Vor dem Verlassen des Hotels habe sie die zehn Kronen vom Offizier verlangt, der jedoch das Geschenk zu hoch fand und den für das Zimmer gezahlten Betrag in Abrechnung bringen wollte. Der Leutnant habe mit einem Wachmann gedroht und habe ihr, da sie selbst die Intervention eines Wachmannes wünschte, auf der Hotelstiege den Betrag von zehn Kronen vor die Füße geworfen. —

Richter: Haben Sie dem Leutnant das in der Anklage angeführte Schimpfwort zugerufen? —

Angeklagte: Ja, da ich über das Vorgehen des Offiziers aufgeregt war. Er hat dann den Säbel gezogen und mir mit der Klinge einige Hiebe versetzt, so daß ich mir einen Verband anlegen lassen mußte und sechs Tage bettlägerig war.

Der Kläger erklärte, daß er sich darüber ärgerte, daß die Angeklagte ihn in ein Hotel geführt habe, ohne es ihm vorher zu sagen. Den Betrag von zehn Kronen habe er der Angeklagten, bevor das Schimpfwort gefallen war, gegeben. —

Angekl.: Aber wie! Ich mußte mir das Geld von der Treppe aufklauben. —

»Die Anzeigerin«, bemerkte der Angeklagte, »sagte mir, sie gehe nur zum Vergnügen mit mir, ich brauche sie nicht zu heiraten, und sie müsse mich haben, wenn sie auch Hölle und Himmel in Bewegung setzen müßte. Offenbar dachte die Anzeigerin, daß sie mich durch ein intimes Verhältnis zwingen könne, sie doch einmal zu heiraten. Sie sprach auch einmal davon, daß sie von ihrer reichen Firmpatin 80.000 Kronen Mitgift bekommen werde.« —

Richter: Hätten Sie sie geheiratet, wenn sie 80.000 Kronen Mitgift gehabt hätte? —

Angekl.: Dann schon, Herr Richter ...

Richter: Nach dem Inhalt der Anzeige sollen Sie auch einmal während ihrer Militärzeit dem Mädchen bei gezogenem *Bajonett* geschworen haben, daß Sie sie heiraten werden. —
Angekl. (*lachend*): Das hat sich die Anzeigerin eingebildet. Sie hat einmal kindisch, wie sie ist, mit meinem *Bajonett* gespielt und verlangt, daß ich ihr schwören solle, daß ich sie heirate ...

Zu seiner *Entlastung* führte der Angeklagte an, daß die Anzeigerin bei gemeinsamen Hotelbesuchen manchmal *selbst das Zimmer bezahlt habe*. —

Klageanwalt: Und Sie haben sich ruhig es zahlen lassen? —

Angekl.: (*lachend*): Warum nicht, das Zimmer hat sie auch für sich genommen. —

Klagevertreter: Sie sind auch Reserveoffizier? —

Angekl.: Damals war ich es noch nicht. Ich habe damals noch nicht die Begriffe von Ehre gehabt wie heute. Schließlich führte der Angeklagte an, daß die Anzeigerin bereits früher, wie er gehört habe, mit einem verheirateten Manne intime Beziehungen unterhalten habe. Die als Zeugin vernommene Anzeigerin gab an, daß der Angeklagte genau ge-

Der Verteidiger beantragte, über die Angeklagte eine möglichst geringfügige Geldstrafe zu verhängen, da sie mit Recht über das Vorgehen des Offiziers empört gewesen sei und letzterer sich ohnehin selbst mit blankem Säbel Genugtuung verschafft habe. Der Richter verurteilte die Angeklagte wegen Beschimpfung des Klägers zu einer Geldstrafe von dreißig Kronen. Gegen den Leutnant G. ist wegen seines Vorgehens gegenüber der Halbweltdame eine militärgerichtliche Untersuchung anhängig.

wußt habe, daß sie ein armes Mädchen sei und daß sie mit ihm nie ein intimes Verhältniß eingegangen wäre, wenn er ihr nicht wiederholt die Ehe versprochen hätte. —

Richter (zur Zeugin): Der Angeklagte behauptet, daß Sie lediglich aus Vergnügen mit ihm verkehrt hätten. —

Zeugin (erregt): ... Sie lügen, Herr C.! —

Angekl. (*lächelnd*): Ich lüge nicht, Sie lügen. —

Als die Zeugin in Abrede stellt, jemals vorher mit einem Herrn in Beziehungen gestanden zu sein, ruft ihr der Angeklagte zu: Vielleicht irren S' Ihnen, Fräulein! ... Sie hat sich eben im Geiste schon als die Frau eines Prokuristen oder *gar* als die Frau eines Bankdirektors gesehen. —

Zeugin: Sind Sie denn schon Prokurist? —

Angekl.: Ich habe es auch nicht notwendig. Vielleicht werde ich übrigens noch Direktor der Bank werden! ...

Der Richter beschloß, mehrere Zeugen, darunter den Herrn, mit dem sie ein Verhältniß gehabt haben soll, vorzuladen und vertagte die Verhandlung.

* * *

SELFMADEWOMAN

Aus München kommt die Nachricht, daß Geheimrat Döderlein, dem berühmten Frauenkliniker, ein neuer Fall von künstlicher Befruchtung gelungen ist. Es handelt sich um eine vierundzwanzigjährige Frau, deren Ehe jahrelang kinderlos geblieben war. Döderlein injizierte mit einer Spritze wenige Tropfen Sperma unter strengster Beobachtung der Re-

Frau Vik—Kuneticky ist heute vom Städtebezirk Jungbunzlau in den böhmischen Landtag gewählt worden. Es ist das erstemal, daß in Österreich eine Frau in einen gesetzgebenden Körper entsendet wird, und außer in Norwegen, wo die Frauen das passive Wahlrecht erhalten haben und wo seit den letzten Wahlen auch eine Frau im Storting sitzt, ist

geln der Asepsis. Jetzt nach vier Monaten wurde die Schwangerschaft festgestellt.

Frau Kuneticky auf dem europäischen Festlande die erste Dame, die zur Teilnahme an der gesetzgebenden Arbeit berufen wurde.

Auf die Teilnahme der Männer an irgend einer Art von Arbeit wird künftig verzichtet werden. Sie haben sich darauf zu beschränken, neben dem gesetzgebenden wie neben jedem andern Körper ihre politischen und sonstigen Monologe zu halten und die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten.

* * *

DIE ABGEORDNETE

wird ihr Mandat vielleicht doch nicht ausüben können, weil es im Gesetz heißt: »Als Landtagsabgeordneter ist *jeder* wählbar, der ... « Jedes Gesetz hat aber nach der fortschrittlichen Ansicht zwei Eigenschaften: einen Wortlaut und einen Geist des Gesetzes. »Wird nun das Reichsgericht so engherzig sein und nach dem Wortlaut ... ?« »Aber hoffentlich wird das Reichsgericht nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geist ...« Journalisten und Staatsrechtslehrer sind am Werke, sich für den Geist zu entscheiden. Herr Austerlitz von der 'Arbeiter—Zeitung', gewiß der scharfsinnigste Vertreter beider Gruppen, von dem fanatischen Glauben erfüllt, daß Gott die Welt mit Logik erschaffen habe, und ihm darin ebenbürtig, argumentiert aus dem Umstand, daß im böhmischen Gesetz »jeder, der« steht und in die Gesetze der andern Länder die ausdrückliche Einschränkung auf das männliche Geschlecht nachgetragen wurde — ja, was glaubt man? Daß die andern Länder sich gegen einen möglichen Mißbrauch des Textes schützen und dem Geist zu seinem primitivsten Recht verhelfen wollten? Nein, daß »die Einschränkung vorher nicht bestanden hat«. Fälschlich sage man eben: wenn das Gesetz den Frauen die Wählbarkeit geben wollte, müßte es dies ausdrücklich sagen.

»Daß es neben den im Gesetz verzeichneten Voraussetzungen, an die das Wahlrecht gebunden wird, auch eine ungeschriebene, gleichsam von Natur aus gesetzte Bedingung gäbe, nämlich das männliche Geschlecht, ist einleuchtenderweise ein logischer Unsinn.«

Eine Wahlordnung, die das Wahlrecht »den Frauen vorenthalten« will, müsse es »auf die Männer ausdrücklich einschränken«. Und das tue sie auch in den meisten Ländern ... Herr Austerlitz ist der fähigste fortschrittliche Publizist und es gelingt ihm darum die Reduzierung des fortschrittlichen Glaubens am besten. Nach diesem Glauben ist der Wortlaut immer nur eine Verirrung, und der Geist wollte ursprünglich ganz etwas anderes. Der Geist hat im Jahre 1861 einleuchtenderweise auch an die Wählbarkeit der Frauen gedacht und nur so schlampigerweise »jeder, der« hingeschrieben. Aus Herzlosigkeit hat aber das Volk den offenbaren Wunsch des Geistes durch all die Zeit unberücksichtigt gelassen und sich an den Wortlaut geklammert. Nun, ich möchte keinen Unfrieden zwischen dem Geist und der Sprache aufkommen lassen, denn ich bin überzeugt, daß sie sich im Grunde vertragen. Hätte der Gesetzgeber »jede Person, die« gesagt, so würde ich behaupten, selbst dieser Wortlaut spreche gegen die Weiber. Ein Frauenhasser würde sogar der Wendung »jeder Mensch« diesen Sinn imputieren. Den Schutz solcher Tendenz hat der

Mann, der im Landtag keine Frau wünscht, nicht nötig. Er braucht sich nicht einmal auf die Sittlichkeit zu berufen, die mit mehr Recht als gegen die Pornographie gegen die Wählbarkeit der Frauen benützt werden könnte. Ihm genügt der Wille der Sprache, und der hat ein für allemal die Frauen der Landesvertretung verwiesen. Die Frauenrechtler mögen verzweifeln, aber es läßt sich nun einmal nicht ändern: Die Sprache hält mit dem Mann. Sie ist noch immer nicht emanzipiert. »Jeder« kann sich tatsächlich auch auf Frauen beziehen; aber das eben sollte sie in Harnisch bringen, daß die Sprache zur Bezeichnung einer Allgemeinheit das Maskulinum gewählt hat. Warum sagt sie nicht »Jede«, um beide Geschlechter zu berücksichtigen? Vollends dem »Jedermann« müßte eine Suffragette die Augen auskratzen. Wenn jedermann in den Landtag gewählt werden kann, so können gewiß auch Frauen hineinkommen. Aber das erste, was sie dort tun müßten, wäre: dafür zu stimmen, daß dieses Wort aus dem Sprachschatz zurückgezogen oder daß es auf sein Geschlecht eingeschränkt und daß zur Bezeichnung eines Zustandes, der ausdrücklich beide Geschlechter umfassen soll, das einzig zeitgemäße »jedefrau« eingeführt werde ¹.

* * *

DIE MIT DEN ANFÜHRUNGSZEICHEN

»Zwei Studenten der Hochschule für Bodenkultur Guido Ritter v. V. und Josef Z. waren gestern vor dem Bezirksrichter Dr. Bielek (Josefstadt) wegen boshafter Sachbeschädigung angeklagt, begangen dadurch, daß sie in der Silvesternacht in der Spittelberggasse und in der Gutenberggasse in mehreren ebenerdigen Wohnungen Fensterscheiben einschlugen. Die Polizeianzeige erklärte selbst, daß eine Gefährdung der Körpersicherheit nicht vorlag, weil die sonst an den Fenstern sitzenden »Damen« nicht zu Hause waren. Der Angeklagte Z. ist nicht erschienen ... Der Angeklagte V. gab an, daß er total betrunken gewesen, aber überhaupt nicht glaube, daß er in die Gegend gekommen sei ... Die »Geschäftsführerin« eines dieser Häuser gab an, daß sie, als die Scheiben klirrten, auf die Straße lief, wo man ihr zwei Männer als die Täter bezeichnete, die sie beanstanden ließ. Sie glaubt, trotz der Menschenmenge, die damals dort auf und ab zog, den Angeklagten V. zu erkennen ...

Richter: Waren denn in der Gasse um Mitternacht so viele Leute?

—
Zeugin: Ganz gedrängt war alles. —

1 Wie wohl das tut, wenn man sieht, "wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht haben". In unseren Tagen haben weitblickende Leute diese zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit erkannt und bekämpfen sie unentwegt. Vor allem soll die Dominanz männlicher Namensgebung gebrochen werden, also wird das Binnen—I eingeführt: Unter Lehrern versteht man an sich von jeher alle, die im Lehrerzimmer ihre Stulle mampfen. Jetzt hat man aber entweder von Lehrerinnen und Lehrern zu sprechen oder LehrerInnen zu schreiben (sprechen kann man dieses Wort nun nicht mehr). Vorläufiger Höhepunkt ist die Erfindung des Redepults (sächlich), das das Rednerpult (sexistisch) ablöst. Wer es nicht glaubt muß es halt sein lassen, aber es gibt schon ein »Essener Kolleg für Geschlechterforschung«, es gibt Aufsätze und Bücher mit dem Titel »Das Geschlecht der Zukunft«, »Der männliche Berufsbegriff — eine Barriere für die Geschlechtergerechtigkeit« oder »Geschlechtergerechte Familienpolitik. Wahlfreiheit als Leitbild für die Arbeitsteilung in der Familie«.

Richter: Ich habe nur immer von einem Korso in der Kärntnerstraße in der Silvesternacht gehört. Es scheint also auch ein Korso in der Spittelberggasse zu existieren. —

Die Zeugin kann schließlich nicht sagen, daß der Angeklagte bestimmt der Fensterzertrümmerer war. Die Zeugin, um die Schadenshöhe befragt, gibt zwanzig Kronen an.

Richter: Für eine Fensterscheibe? —

Zeugin: Nein, die kostet nur ein paar Sechserln, aber das Fräulein hat den Schaden gehabt, weil sie nicht mehr dort sitzen konnte. —

Richter (lächelnd): Den Verdienstentgang können Sie nicht ansprechen. —

Der Richter sprach die beiden Studenten frei, da nicht erwiesen sei, daß sie die Scheiben zertrümmert hätten, und selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, die Tat nicht in boshafter Schädigungsabsicht geschah, sondern bloß *als Silvesterulk aufzufassen* wäre.

Ich gehe weiter, indem ich auch die Justiz, die Berichterstattung, das Hochschulstudium und den Ernst des Lebens als Silvesterulk auffasse. Ferner setze ich nicht nur Damen, sondern auch Herren unter Anführungszeichen, nicht nur Geschäftsführerinnen, sondern auch Richter, und glaube, daß neben den »Herren« die »Damen« Damen sind.

* * *

WAS ALLES VON DER SONNE BESCHIENEN WIRD

»Hierauf gelangte jenes Faktum zur Sprache, das von einer angeblichen Erpressung des Landsberger an einem Hotelier handelt. Schmitz hatte nämlich dem Landsberger vorgeworfen, daß dieser einem Hotelbesitzer mit einer Strafanzeige wegen Kuppelei drohte, und dieses Vorgehen als erpresserisch bezeichnet. Landsberger erzählt nun folgendes: Schmitz sagte mir, daß er gegen die Winkelhotels Stellung nehme, und forderte mich auf, ins Hotel F. zu gehen, um zu beobachten, wie es dort zugehe. Ich ging mit einer Dame in dieses Hotel und erhielt gegen Bezahlung sofort ein Zimmer. Eine Weile später verließ ich mit der Dame wieder das Hotel, nahm den Schlüssel des Zimmers zu mir und kam dann mit einer zweiten Frau wieder. Jetzt beanstandete mich aber der Portier und sagte: 'Sie waren ohnedies schon mit einer da.' Ich erwiderte: 'Aber früher haben Sie nichts einzuwenden gehabt, geben Sie mir sofort mein Geld für das Zimmer zurück, sonst erstatte ich eine Anzeige wegen Kuppelei.'

Vors.: Sie haben auch eine diesbezügliche Anzeige erstattet, der Hotelier ist in zweiter Instanz freigesprochen worden. —

Angekl.: Er hat es nur getan, um das Geld für das Zimmer wieder zurückzuerhalten. —

Kläger: Sie selbst haben die Artikel gegen die Stundenhotels geschrieben, man weiß, warum.«

* * *

ALS DER SETZER IRRTÜMLICH

den »König Lehar« aufführen ließ, war's, wie gesagt, wirklich eine Tragödie von Shakespeare. Nun verdrängt der Herr Shaw nicht nur Shakespeare, sondern sogar den Herrn Lehar.

Shaws »Zigeunerliebe«.

London, 3. Juni. (Tel. der »Wiener Allg., Ztg.«.) Die Erstaufführung von Shaws »Zigeunerliebe¹« hatte einen außerordentlichen Erfolg. Sämtliche Blätter prophezeien der Operette eine längere Reihe von Aufführungen.

Kein Mensch kommt auf die Idee, daß hier eine Verwechslung vorliegt. Was immer der Irrtum heute anstellt, es ist plausibel.

* * *

MAN SOLL SIE NICHT VORANGEHEN LASSEN

die Frauen bei einer Schiffskatastrophe, sagt Frau Niese. Sie hat leicht reden, denn sie ist ein Komiker und keine Soubrette. Galanterie, meint sie, gebe es ja heutzutage nicht mehr:

So oft ich in einen übervollen Straßenbahnwagen trete, nehme ich wahr, daß sich höchst selten ein scharmanter Ritter findet, der mir seinen Platz böte. Wie erst in Lebensgefahr!

Wie sollte er auch? Ein Enthusiast könnte einem weiblichen Gottsleben seinen Platz anbieten, aber doch nicht ein Ritter!

Aus den Schilderungen, die die Titanic—Katastrophe ausmalen, ist mir eine Szene von zauberstarker Leuchtkraft in Erinnerung, eine Gebärde, die in ihrer adelvollen Seelengröße ...

Halt, so spricht doch auch kein Komiker. Und einem Feuilletonisten lasse ich auf der Elektrischen nicht den Vortritt, geschweige denn auf der Titanic!

* * *

AUCH DIE FIAKER

sprechen schon unwahrscheinlich. Einer wünschte dem Jubilar Baumeister, daß er »auch noch die eiserne Hochzeit mit Frau Thalia feiern« möge und rief:

Sechz'g Jahr' tuast schon Komödie spiel'n,
Fürwahr a lange Zeit,
Dazua g'hört schon a guater Will'n,
A recht a große Freud'.
Viel hast erlebt in diese Jahr',
Oft Freud', *doch* oft auch Leid.
Das Leben ist doch wunderbar
In solcher langen Zeit,
Wohl viele sind im *Schattenreich*,
Die einst deine Freund,' unser Stolz.
Doch, Baumeister, dir kommt keiner gleich,
Bist g'schnitzt aus eigenem Holz.

1 Musik von Franz Lehár, Text von Willner und Bodanzky

So oft ich dich auf den Brettern *tua* hör'n,
Denk' i, *das is nimmer Kunst, na dös is Natur.*
Drum hab'n a die Wiener den Baumeister gern,
Viele Grüße sendet von der Vierten a dalketer Bua!

Der Fiaker war bisher noch jener Beruf, der sich am reinsten von Phrasen erhalten hat. Aber der letzte Indianer wird Verteidiger in Strafsachen und der letzte Fiaker muß das Zeilenhonorar überschreiten. Fürwahr, dös is doch wohl a Hetz!

* * *

ALFRED FREIHERR VON ISMAY

Die folgende unpassende Anspielung erlaubte sich der Komiker Thimig in seiner Ansprache an Baumeister:

» ... Sie sind der Kompaß unserer Burgtheaterkunst, der, aufgerichtet vor dem Steuer unseres Fahrzeuges, uns zwischen allen Klippen, Strömungen und Untiefen des Tagesgeschmackes, im Fahrwasser der Wahrheit, Schönheit, der Bescheidenheit, der Natur, erhält.«

Solche Vergleiche werden im Schottengymnasium gemacht, dem der Burgtheaterdirektor nahesteht und von dem er seine besten Kräfte bezieht ... Aber die Erinnerung an die Titanic war noch allzu frisch. Man lache nicht! Man erwehre sich der Assoziationen ... Die größte Katastrophe der Theatergeschichte ... Das Burgtheater ist unsinkbar ... Rosenbaum schickt Funkennotizen ... Das mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete und mit einem Kostenaufwand von 20 Millionen Kronen erbaute Riesenfahrzeug geht unter ... Baumeister lebt noch ... Ruft: Jungens, ihr habt eure Pflicht getan ... Direktor Ismay rettet sich ... Man unterdrücke Kalauer ... Eisberger ... große Rederei ... Die Schotten haben schlecht funktioniert.

* * *

DIE ENTWICKLUNG

Das Burgtheater ist noch immer so schlecht wie vor zwanzig Jahren. Denn:

»Man konnte glauben, die ganze große Entwicklung der letzten zwanzig Jahre sei ausgeschaltet, konnte sich in die Zeiten Wilbrandts, ja in die Zeiten Dingelstedts zurückversetzt fühlen, wenn man diese Inszenierung sah, die auf jeden persönlichen Einfall verzichtet, wenn man diese Deklamationen hörte, die ganz und gar akademisch waren und jeglicher Charakterisierungskunst entbehrten. Den Juda Makkabäus *hat Emerich Robert einst* in eine wundervolle Raserei gehoben, und ihn damit glaubhaft gemacht. Herr Reimers halt ihn in einem so behaglichen Heroismus, daß man nur einen braven »Heldenspieler«, aber keinen Gotteskämpfer sieht. Frau Bleibtreu ... zuletzt erhält man nur den Eindruck einer Bravour, die anfängt, leer zu werden.«

Die Leah hat Charlotte Wolter einst ... Man konnte also glauben, die ganze große Entwicklung der letzten zwanzig Jahre sei ausgeschaltet ... Das Burgtheater wird so zielbewußt geführt wie es kritisiert wird. Sein ganzer großer Jammer besteht, wie solch ein Schwätzer zugibt, darin, daß man sich

eben nie in die Zeiten Wilbrandts oder gar in die Zeiten Dingelstedts, sondern immer nur in die Zeiten Bergers zurückversetzt fühlt. Und dazu kommt noch, daß diese Zeiten nicht mehr die Speidels, sondern die des Herrn Salten sind. Es ist den Zeiten eigentümlich, daß sie sich verändern. Vor zwanzig Jahren haben die Burgtheaterkritiker auch noch nicht so viel zu tun gehabt wie heute. Die große Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß sie eine Hausierlizenz für Libretti haben, so daß sie zugleich in Wien das kritische Wort führen und in Berlin durchfallen können. Wie soll aber heutzutage ein Schauspieler einen Gotteskämpfer glaubhaft darstellen, wenn sein Kritiker ihm mit so profanem Beispiel vorangeht? In Wien ist alles Mögliche möglich, aber in Berlin scheinen sie keinen Spaß zu verstehen, wenn er schlecht ist. Herr Salten, der unter diesem Namen eine Wiener Autorität ist, ist jetzt unter dem Inkognito eines Stollberg in Berlin erkannt worden. Er hatte den Versuch gemacht, der Rentabilität der Persönlichkeit Girardi mit der Pietät für Johann Strauß beizukommen, die Theatersklaverei pariert solchen kritischen Gelüsten, aber der Kunst läßt sich mit Habgier allein nicht imponieren und zum Schluß stellt sich heraus, daß Girardi und Johann Strauß ohne Stollbergs Hilfe stärker sind. Zur endgültigen Abfertigung eines Faiseurs, der auf dem Literaturmarkt von allen Schöpferwonnen abschöpfen möchte, und dem es — der erste Fall in der Entwicklung — gelungen ist, das geistige Band zwischen Lee Stein und dem Insel—Verlag herzustellen und die Verwandtschaft der Kulturwerte S. Fischer und Karczag zu enthüllen, dürfte das folgende genügen. Ein Salten—Kenner aus dem Kreise der Neuen Rundschau schreibt in der 'Vossischen Zeitung':

Ein Wiener Schriftsteller, der seine sonstigen Ambitionen und sogar den ihm angewachsenen Namen abtat, hat seinen großen toten Landsmann nachträglich mit diesem Textbuch beschenkt. Unsere Gäste vom Johann Strauß—Theater ... haben alle auf nicht unangenehme Weise den überlieferten Stil von Operettensängern, und das heißt eine gewisse Blödeheit, ohne die sich die Philosophie vom Segen der Armut und vom Unglück des Reichtums in Couplets und Duetten nicht zusammenreimen läßt. Und zwischen allen steht einer, der nur Mensch ist ... Alexander Girardi gibt jetzt den wackeren Bürger, der die Herzen von Frau und Kinder im Reichtum verliert, der sie durch den Segen der Armut wieder zurückgewinnt; und der diesen glücklichen Umschwung der Verhältnisse in Couplets feiert von einem Textdichter, der seinen Namen vergessen hat. Und wir sehen ihn (Girardi) von diesem Text ganz ungekränkt und unabhängig.

Das mit dem angewachsenen Namen ist wohl eine starke Übertreibung. Der Stollberg der Börse ist echter als der Salten der Renaissance. Der war es, welcher zuerst seinen Namen vergaß. Der 'Lokalanzeiger' prüft gar nicht den Meldzettel des Handlungsreisenden und begnügt sich damit, den Pofel als ein Mixtum compositum von bekannten Situationen und Witzen, über die besonders im letzten Akt eine dünne Sauce gewaltsamer Sentimentalität gegossen ist abzulehnen. Das Berliner 'Tageblatt', für das Herr Salten korrespondiert, fühlt sich dem Herrn Stollberg so wenig verpflichtet, daß es fragt :

Wo aber rührt der Stoff her? ... Das alles war mir so bekannt, daß ich meiner Nachbarin immer voraussagen konnte, was kam ... Wo habe ich das alles schon einmal gesehen? ... Die Direktion des Johann—Strauß—Theaters ist über den Berliner Geschmack offenbar schlecht beraten. Der Gedanke, zum musikalischen Volksstück zurückzukehren, wäre an sich nicht zu verwerfen. Aber eine Ope-

rette, die Moral predigt, schmeckt wie Hering mit Schlagsahne. Das kann auch ein gesunder Magen nicht vertragen.

Diese Urteile, die dem Geschäft nicht eben förderlich sind, wurden vom Wiener Warenbericht nicht übernommen, mußten deshalb hier nachgetragen werden. Es ist ein peinlicher Gedanke, daß die Herrlichkeit Girardis für die Berliner Erinnerung von so trüben Assoziationen umschwelt wird. Wer ihm zu einer Verbindung mit der Literatur zuredet, versteht nichts davon, daß dieser Schauspieler selbst ein so großer Dramenschöpfer ist, daß er die Hilfe des besseren Textes weniger verträgt als des schlechten. Aber es wäre ihm vom Herzen zu wünschen, daß er endlich die Courage fände, sich hinzustellen und, frei von Analphabeten, das Alphabet herunterzusprechen. Dann würde es besser als Raimund. Allein ist er am größten. Dichter helfen ihm nicht, aber gegen Stollberg kann er sich kaum noch behaupten. Denn Stollberg hat Saltensche Psychologie, und das ist ein Hindernis, während Buchbinder bloß die Handlung beistellt, was auch von Übel ist. Weg mit den gewinnsüchtigen Erfolgverderbern! Ist denn der allerschöpferischste Schauspieler noch nie auf die Idee gekommen, daß das schöne Geld, welches er jahraus jahrein der Humorlosigkeit zu verdienen gibt, ihm gehören könnte? Er überlasse Stollberg der Renaissance, dem Hofleben und dem Burgtheaterreferat. Der Respekt der Schauspieler vor den Zeitungsleuten soll nicht so weit gehen, daß sie sich von ihnen eine Rolle schreiben lassen, und sie sollen diese mehr fürchten als die Rezension. Denn es ist leichter, ein Buch für den Insel—Verlag, als ein Libretto zu liefern. Diese Erkenntnis ist das Resultat der ganzen großen Entwicklung der letzten zwanzig Jahre.

* * *

GENAU SO HABE ICH ES MIR VORGESTELLT

»Zwischen den Brüdern Eisig und Karl Kretz herrscht erbitterte Feindschaft. Wiederholt kam es zwischen den beiden zu heftigen Renkontres. Die Folge davon war, daß die beiden Brüder einander auf das ängstlichste mieden, um jedem Streit auszuweichen. Mittlerweile war der Sohn des Karl Kretz, Josef, erwachsen und griff in den Streit der Brüder auf seine Weise ein. Eines Tages erhielt die Frau des Eisig Kretz, Elka Kretz, offene Karten, die Schmähungen enthielten. Es konnte eruiert werden, daß sie von ihrem Neffen herrührten. Da sich Josef Kretz entschuldigte, verzieh ihm seine Tante und sah von einer Bestrafung ab. Im Januar ereignete es sich nun, daß Frau Elka Kretz täglich telephonisch aufgerufen wurde. Erschien sie beim Telephon, ertönte die stereotype Frage: »Ist Frau Kretz dort? Sie sind ein Trampel!«, worauf regelmäßig ein starkes Hornsignal ertönte. Herr und Frau Kretz vermeinten nun, daß der telephonische Anonymus niemand anderer sein könne als ihr Neffe und erstatteten bei der Direktion des Rainer—Gymnasiums gegen diesen die Anzeige mit dem Ersuchen, ihn disziplinarisch zu bestrafen. Die eingeleitete Untersuchung ergab aber die Schuldlosigkeit des Josef Kretz. Am selben Tage, an dem Elka Kretz die Anzeige gegen ihren Neffen erstattet hatte, wurde Karl Kretz, der Vater des Beschuldigten, telephonisch angerufen. Als er beim Telephon erschien, meldete sich eine Stimme, die ausrief: »Eure Kinder soll der Schlag treffen! Wartets, Gesindel, ich werde euch schon umbringen.« Karl Kretz war wieder der Über-

zeugung, daß der Anrufer unbedingt mit seinem Bruder identisch sein müsse, und überreichte wegen dieser Äußerung und der gegen seinen Sohn erhobenen ungerechtfertigten Beschuldigung gegen seinen Bruder Eisig und seine Schwägerin Elka Kretz durch Dr. Herzberg—Fränkel die Ehrenbeleidigungsklage, über welche gestern der Bezirksrichter Dr. Wüstinger (Leopoldstadt) zu judizieren hatte. Die Angeklagten waren geständig, gegen ihren Nefen die Anzeige bei der vorgesetzten Schulbehörde erstattet zu haben. Der telephonierten Beleidigung aber stehe er vollständig ferne. Dr. Herzberg—Fränkel forderte die strengste Bestrafung der Angeklagten. Durch die bei der Direktion des Gymnasiums erfolgte Intervention wäre es leicht möglich gewesen, den Sohn des Klägers aus seiner ganzen Karriere hinauszuerwerfen. Dies sei eine geradezu diabolische Handlungsweise. Bezirksrichter Dr. Wüstinger sprach die beiden Angeklagten von der wider sie erhobenen Anklage frei. Im Falle der Anzeige an die Direktion müsse ihnen der gute Glaube zugebilligt werden. Was die zweite Anschuldigung bezüglich der durch das Telephon erfolgten Beleidigung betreffe, könne nicht festgestellt werden, ob es tatsächlich der Angeklagte war, der die Beschimpfungen ausstieß.«

Das sind meine Gegenstände! Das ist mein Horizont! Das ist die Gegenwart und ihr Gedicht! Ein anderes Heldenepos werde ich nicht schreiben. Ich habe oft und oft mir den Zeitgeist vorgestellt, wie er aussehen mag, wie er spricht, wie er geht, wie er ißt, wie er heißt. Ich glaubte, er heiße Laczy Zeitgeist. Er heißt aber Eisig Kretz.

* * *

EINER, DER SICH ERINNERT

Herr Felix Philippi, eine der lästigsten Begleiterscheinungen der chronischen Theatergeschichte, wird jetzt gesprächig. Erinnerungen zu veröffentlichen, ist das unverlierbare Privileg jener, die allen Grund haben, dafür zu sorgen, daß man sich nicht an sie erinnert. Herr Ganghofer, von dem man wirklich nach zwanzig Jahren nicht viel mehr wissen wird, als daß er noch in reiferem Alter einen blonden Vollbart zu tragen pflegte, und einen längeren, als es den Regeln des Anstands entsprach, hat sich erst kürzlich mit allerlei Mitteilungen über seine Entwicklung seit dem Ringtheaterbrand eingestellt, und jetzt hat uns ein anderer schlechter Dramatiker, Herr Felix Philippi, der es der Welt von den Augen ablas, daß sie es nicht länger erwarten könne, den Gefallen getan. Solcher hochinteressanter Mist erscheint in der Regel in »dem soeben erschienenen Maiheft von Velhagen und Klasings Monatsheften«, und das Neue Wiener Journal entnimmt. Unter anderm etwas, das es »ein scharfes Urteil über Burckhard« betitelt. Die Schere hat leichtere Arbeit, wo schon die Feder »scharf« war, aber es wird eine beiderseitige Schärfe entwickelt, die nicht so sehr einen Toten verletzen als sämtliche Lebenden anekeln dürfte. Auch wer nicht auf dem Standpunkt steht, daß der stumme Tod so immun sei wie eine Parlamentsdebatte, wird nicht ohne Verachtung dem einseitigen Disput des Herrn Philippi mit dem Direktor Burckhard folgen können. Hört, hört:

Und dann stand ich mal auf einer der ersten Bühnen, deren Ruhm seit Menschengedenken unantastbar ist, aber ich nenne natürlich deren Namen nicht! ... »Der Dornenweg« wurde einstudiert. Ich

war mit dem Direktor, dem die ebenso unverdiente, als bis heute unaufgeklärte Ehre der Leitung in den Schoß 'gefallen war, in Meinungsverschiedenheiten wegen der Besetzung der weiblichen Hauptrolle geraten. Er war für eine Protegée, ich für eine der genialsten Künstlerinnen, die jemals über die Bühne geschritten ist, eingetreten. Meinem Stück zum Heil hatte ich meinen Willen durchgesetzt. Der Gewaltige strafte mich für meine Widerspenstigkeit dadurch, daß er dem Werden und Wachsen vollständig teilnahmslos gegenüberstand und auf sämtlichen Proben völlig unsichtbar blieb. Nur auf der Generalprobe erschien er auf der Bühne und faßte sein Urteil über das Werk und die geradezu vollendete Darstellung in die geistsprühenden und tiefdurchdachten Worte zusammen: »I glab' doch, daß der zweite Stuhl a bisserl weiter nach vorn kommen müßt!« Die sämtlichen Künstler brachen in ein schallendes, höchst despektierliches Gelächter aus, nur einer *murmelte*, sein ohnehin schon wie acht Tage Regenwetter aussehendes Gesicht in noch mürrischere Falten legend, *ein Zitat aus einem Stück, dessen eisengepanzerte Hauptrolle zu spielen ihm seine schwächliche Figur verbot*. Dieses Theater war das ... nein, ich hab's gelobt, daß ich niemals verraten werde, daß es das Burgtheater war, und sein Wort muß man halten! Der aufmerksame Leser wird bei angestrengtem Nachdenken schon dahinterkommen, welche Bühne ich meine! ... Man hat diesem Direktor endlich doch den Feldherrnstab entwunden und ihn den Händen eines kunstsinnigen und charaktervollen Mannes anvertraut! ...

Noch kunstsinniger und charaktervoller erscheint diesem scherzhaften Sudler der Mann, der heute das Burgtheater leitet und dessen Blick für das Repertoire sicher schon erkannt hat, daß eine Auffrischung des »Dornenwegs« dringend not tut. Burckhards Theaterverständnis dürfte für viele Zweifler durch die Teilnahmslosigkeit, mit der er dem Werden und Wachsen eines Philippischen Werkes gegenüberstand, durch die Kritik, die er dem zweiten Stuhl angedeihen ließ, rehabilitiert sein. Nicht jede Infamie gegen einen Toten ist so imstande, die lange gesuchte Ehrenrettung beizustellen, nicht jede Enthüllung hält so rein. Burckhard war offenbar gezwungen worden, den Schund des Herrn Philippi aufzuführen, und wollte, um wenigstens die Dauer abzukürzen, die alternde Majestät der Wolter an bessere Gelegenheit ihre dramatische Gnade wenden lassen. »Man hat diesem Direktor endlich doch den Feldherrnstab entwunden« — das empfand der rachsüchtige Schmock a tempo als Genugtuung, trugs aber zwölf Jahre im Stillen, und wagte erst dann, es niederzuschreiben, als auch dem Schriftsteller Burckhard das kritische Richtschwert, wie er sagen würde, entwunden war. In der Fülle journalistischer Dreckigkeiten, die eine Theatersaison bietet, ist diese Philippika die ärgste. Man hat das totsichere Gefühl, daß dieser Demosthenes nie den Mund aufgemacht hätte, wenn der »Gewaltige« ihn überlebt hätte. Selten ist die Schäbigkeit einer gekränkten Null plastischer zur Geltung gekommen. Man spürt die Wartezeit. Solange Burckhard Direktor ist, kann der Autor Philippi nichts unternehmen, das erfordert die Klugheit. Solange Burckhard Kritiker ist, kann der Autor Philippi noch immer nichts unternehmen, das erfordert der Selbsterhaltungstrieb. Was kann Burckhard werden, um nicht mehr schaden zu können, wenn man ihn anspuckt? Tot! Zwölf Jahre nach der Demission sind vorüber, im März stirbt Burckhard und im Mai beginnt Herr Philippi zu reden. Dieser Demosthenes spuckt jetzt die Kieselsteine aus, die er all die Zeit zu Übungszwecken im Mund hatte. Man stopfe sie ihm wieder hinein. Er ersti-

cke an seinen Erinnerungen. Daß solche Leute leben, kann man nicht verhindern; daß sie etwas erlebt haben, ist traurig; aber sie sollen sich autobiographisch so verhalten, daß niemand, der schon mit ihnen in Berührung gekommen ist, noch nachträglich belästigt werde. Über einen Toten darf nur der seine Wahrheit oder seine Lüge sagen, der sie dem Lebenden nicht vorenthalten hat; der Tod ist kein Hindernis, aber wenn der Tod dem Angreifer Mut macht, so ist die »Schärfe« Feigheit. Es ist unerhört, daß so etwas geschehen kann. Velhagen und Klasing sollten einen Doppelselbstmord unternehmen. Es ist ein Skandal, daß Burckhards Freunde es geschehen ließen, nein, daß sie für Verbreitung sorgen. Die Ausscheidungen jenes Gedächtnisses sind jetzt im Buch gesammelt, das brühwarm von einem Freunde Burckhards in Burckhards Neuer Freier Presse empfohlen wird: als »manchmal versonnen, zumeist frohlaunig, immer aber liebenswürdig«. »Mit einem lächelnden, einem weinenden Auge« sei es geschrieben. Das Lächeln gelte »glücklicher Erinnerung, die Träne wird den Guten geweiht«, die vor diesem Herrn Philippi »hinweggeschwunden«. Der Autor des »Dornenweg« sei, »ohne auf Ewigkeitswert Anspruch zu erheben, ein Ganzer«, habe »seine eigene, scharf ausgeprägte Physiognomie, die auch aus seinen Lebenserinnerungen immer interessant und interessierend zu den Lesern spricht«. Um dieses grabschänderische Gedächtnis zu rekommandieren, muß sich das andere wahrhaftig stellen, als wäre es mit Burckhard gestorben: Zwei Mond' erst tot! Burckhards Neue Freie Presse! »Hing sie doch an ihm, als stieg' der Wachstum ihrer Lust mit dem, was ihre Kost war ... O Himmel! Würd' ein Tier, das nicht Vernunft hat, doch länger trauern!« Und diese Intelligenzbestie hält es mit seinen Feinden. In welchem Lebenskreise außer in dem der uns regierenden Parias würde solche Schamlosigkeit geübt und geduldet werden? Welcher Beruf, welcher Verein, welche Kaffeesiedergenossenschaft würde nicht einen der Ihren verjagen, der einen der Ihren lobt, von dem einer der Ihren im Tode geschmäht worden ist? Hier wird gesagt, der Kerl sei ein ganzer Kerl, und Herr Hermann Bahr bleibt Mitarbeiter eines Blattes, dessen elendes Handwerk selbst den Nachdruck der Schmähung ermöglicht hat. Das heiße ich Concordia: Angehörige und Friedhofswächter haben nichts dagegen, wenn die Leichenfledderer zu ihrem Ziel kommen, und die Diebe, die etwas entnehmen, dürfen öffentlich sagen, es sei hochinteressant!

* * *

ICH

muß es mit tiefem Bedauern eingestehen: Was mich gegen mich einnimmt, ist die Fähigkeit, in der papiernen Schande nicht zu ersticken, die über die Schöpfung gebreitet ist: so daß es mir gelingt sie bloßzulegen. In diesem Inferno des Tages alle eure Sünden jede einzeln, abzubüßen, weil die Kraft größer ist als die Qual. Aber diese Qualität ist ein Wortspiel, und so werde auch ich erlöst.

Schnitzler—Feier

Als er fünfzig Jahre alt wurde, mußte er dem Ansturm der Bewunderung entfliehen und den ereignisvollen Tag fern von Wien, »irgendwo am Meere«, zubringen. Es hat Autoren gegeben, die älter wurden und unbelästigt von

Gratulanten an ihrem Wohnsitz bleiben konnten. Unsere Explosionen haben keine Ursache mehr. Die Zeit ist ein Knockabout; eine Flaumfeder fällt, und die Erde dröhnt. Wie kann ein Zarter so von Begeisterung umtobt werden? Es ist im Geschlechtscharakter der Generation begründet. Sie alle sind Söhne des Hermes und der Aphrodite, und ein Kräftiger würde ihnen nur beweisen, daß sie Weiber sind. Die Position Schnitzlers im Weichbild der Gegenwart soll damit nicht geleugnet, sondern betont werden. Dem Unbeträchtlichen, das sie sich zu sagen hat, vorbestimmte Form zu sein, ist auch etwas, das von der Gnade einer schöpferischen Notwendigkeit stammt. Auch diese Zeit hat ihre Dichter, die sie sich aus der Unfähigkeit schafft, Dichter gegen die Zeit zu sein. Solch einer darf nicht mit solchen verwechselt werden, die sich die Zeit hält, und die unter dem Diktat eines fremden Bedürfnisses schreiben. Sie sind bloß das Zubehör und nicht der Ausdruck der Überflüssigkeit, und Arthur Schnitzler, ein konzentrierter Schwächezustand, darf mit dem Geschmeiß nicht verglichen werden, das Musik macht, wenn sich der Ernst des Lebens erholen will. Er steht zwischen jenen, die der Zeit einen Spiegel, und jenen, die ihr einen Paravent vorhalten; irgendwie gehört er in ihr Boudoir. Nicht nur in seinen Anfängen; viel mehr noch später, als er nachdenklich wurde und ihr sagte, daß sich über uns ein Himmel wölbt und daß man nie wissen kann, wie die Sache ausgehe. Schnitzlers Seichtigkeit war das Abziehbild eines Jahrzehnts der schlechten Gesellschaft und als solches von Wert für ein weiteres Jahrzehnt; Schnitzlers Esprit war die Form der für ein Zeitalter endgültigen Männerschwäche. Schnitzlers Tiefe, mit dem Verlust der Liebenswürdigkeit bezahlt, ist der karge metaphysische Rest, der sich ergibt, wenn Anatol Kommerzialrat wird oder sagen wir, Conseiller imperial. Da der Autor die Verwandlung dieses Lebenstypus in Treuen mitgemacht hat, so kann ihm die Liebe jener nicht fehlen, die ohne die Nichtigkeit ihres Daseins zu erkennen, von dem Vorhandensein einer Unendlichkeit sich überzeugen lassen und denen nach dem schicksalswidrigen Handel ihres Tages gut und gern die Erkenntnis einleuchtet, daß wir nur Marionetten sind in der Hand einer höheren Macht und was dergleichen Gewaltigkeiten mehr sind, die, jenseits der Kunst vorge tragen, weniger sind als eine Zibebe, die ein Dichter anschaut. Schnitzler wird immer etwas bleiben, was als eine Verständigung zwischen Ibsen und Auernheimer, der Gesellschaft die Befassung mit Problemen erleichtert. Aber ich glaube beinahe, daß seine Lebemänner Gestalten sind und seine Ewigkeit ein Feuilleton. Helfen die Anwälte seiner Vertiefung, helfen die Worte, die sie finden, nicht diesem Verdacht? »Hier waltet auch schon das Schicksal, wie Schnitzler es ansieht, jenes Schicksal, das Pointierungen liebt ... « Das Schicksal ist ein besseres Feuilleton als jenes, dem dieser Satz entnommen ist, das Schicksal dürfte fast schon mehr ein Leitartikel sein. Ich glaube, daß ein Mangel an Plastik von den Gegenständen zu den »Zusammenhängen« abschweift, und die fertige Vorstellung, daß »der große Puppenspieler uns alle an unsichtbaren Fäden hält«, nur eine Ausrede für das schuldbewußte Unvermögen ist, die Stricke zu sehen, mit denen wir uns strangulieren. Wenn die höhere Macht, deren Hand uns zu fassen kriegt, ein Dichter ist, dann braucht er die Verantwortung nicht auf das Schicksal abzuwälzen, und dann erst hat er das Recht, es zu tun. Nichts ist begrenzter als die Ewigkeitsidee, zu der ein Tändler erwacht, und von dem, was die Liebe mit dem Tod vorhat, davon hat ein Schnitzlerscher Sterbemann noch nicht die leiseste Ahnung; wenn auf solch amouröse Art die Zeit vertrieben ist, folgt nichts nach, und Herzklopfen ist nur eine physiologische Störung. Daß Schnitzler Arzt ist, damit mag es zur Not zusammenhängen. Daß Medizin und Dichtung sich in ihm wundersam verknüpfen, ist uns bis zum Unwohlwerden von den Feuilletonisten auseinan-

dergesetzt worden. Das, worauf es ankommt in der Kunst, das Patientenerlebnis, haben sie weder behauptet, noch hätten sie es zu beweisen vermocht. Um Dichter zu sein, muß man nicht eigens Laryngologie studiert haben, ihr etwaiger philosophischer Hintergrund läßt sich mit der Praxis bequem ausschöpfen, und wenn man selbst in der Medizin gedanklich weiter vorgedrungen wäre, als der Beruf erfordert und erlaubt, so würde das noch immer nichts neben der geistigen Eigenmächtigkeit bedeuten, die im künstlerischen Schaffen begründet ist. Nur eine Platitude, deren Jargon von einem, der sich über den Tod Sorgen macht, behauptet, er mache sich über den Tod Gedanken, scheint es auch für ein geistiges Verdienst zu halten, und wenngleich Schnitzler gewiß besser ist als jene, die ihn so richtig verstehen, so hat sein Werk doch Anteil an der Banalität einer Auffassung, die es mit der zweifelhaften Geistigkeit der Medizin zu verklären sucht. Diese ist ihr »die geheimnisvolle Wissenschaft, die geradenwegs in die Geheimnisse des Menschen und des Lebens hineinführt«. Ein Rachenkatarrh ist die Gelegenheit, um alles zu erfahren, und wenn man den Leuten nur tief genug in den Mund hineinsieht, so weiß man auch, was sich im Herzen tut. Schnitzler ordiniert zwar nicht mehr, aber von der alten Gewohnheit kann er nicht lassen: »er auskultiert noch immer, wenngleich ohne Hörrohr, er klopft die Menschen im Gespräch sorgfältig ab, er fühlt ihnen den Puls und er schaut ihnen in die Augen.« Versteht sich: nur bildlich, und es kommt dennoch nicht mehr heraus als bei der Ordination. So ist nämlich das Leben, daß es nicht so ist. Es läßt sich nicht in allegorische Artigkeiten »einfangen«, und hat überhaupt etwas gegen diese Beschäftigung, deren Schlagwort die Marke aller um Schnitzler gruppierten Literatur ist. »Der Duft und die Farbe, der Zauber und die musikalische Anmut dieser Stadt« läßt sich zur Not von diesen zarten Schindern »einfangen«, das Leben nicht. Dort helfen hundert Assoziationen, die schon durch hundert Hände gegangen sind, und ein Hautreiz genügt, um den, der am Grinzinger Bachl spazieren geht, zum Dichter zu machen. Der Dichter vor dem Leben hat leider einen schwereren Stand, und ihm ist es geradezu überlassen, alles, was noch nicht ist, zum Dagewesensein zu steigern. Was haben die Laubsägearbeiten der Schnitzler und Abschnitzler mit dem Chaos zu schaffen? Was die Sorgfalt der äußern Form mit der ordnenden Gewalt des Sprachgeists? Was geht den guten Geschmack die Kunst an? Der Schöpfer wird keinen Augenblick »nachdenklich«; würde ers, es wäre um die Kreatur geschehen. Dem Denker ziemt es, nicht verstanden zu werden. Aber der Nachdenkliche wird so gut verstanden, daß er für den Denker gehalten wird, versteht sich von jenen, die nicht einmal nachdenklich sind. Es geht ihm so, wie dem Gutgelaunten, den die Humorlosigkeit für einen Humoristen hält. Schnitzlers Melancholien lassen sich bequem von jenen »aufzeigen« — auch eine neue literarische Beschäftigung —, die sich nicht einmal die Sorgen machen können, die ihnen längst vorge-macht sind. Kaum einen Festartikel habe ich gelesen, in dem nicht richtig erkannt war, daß Schnitzler aus den Bezirken der Erotik »ins weite Land gegangen« sei, aus den Problemen des gesellschaftlichen Lebens »den Weg ins Freie gefunden« habe, hierauf »dem Ruf des Lebens gefolgt« sei und »den einsamen Weg beschritten« habe, »um in den 'Marionetten' zu den tiefsten Aufschlüssen vom Puppenspiel des Lebens zu gelangen«. Wie es für den Künstler zeugt, daß jeder, der sich mit ihm befaßt, immer wieder mit seinen Worten seine Werte zu fassen bekommt, so ist die stereotype Berufung auf jene allzu schmackhaften Symbole für ihren Bereiter charakteristisch. Die Schicksalsküche stellt andere Genüsse her als Bilderrätsel und Buchtitel, die jeden ausgewachsenen Anatol nachdenklich stimmen, und die Hingabe ans Grenzenlose, die das Rathausviertel mitmacht, ist mir verdächtig. Es ist ein

Aberglaube, daß der Künstler für das Klischee nicht verantwortlich ist, das mit ihm fertig wird, und so glaube ich, daß ein Buch, durch welches »mit Stundenglas und Hippe Freund Hein schreitet, vom Eingang zum Ausgang«, nicht zu hoch über dem Niveau lebt, auf dem solche Vorstellung zustandekommt. »Man hört das Schnitzlersche Problem anklingen, die ewige tieftraurige Frage des Dichters überhaupt«, aber solcher Frage ist solches Ohr nicht unerreichbar. Die Zusammenhänge des Schicksals sind dunkel genug, aber bei weitem nicht so verdächtig wie die eines Buchs. Das Schnitzlersche Problem, das neue, wächst im Schnitzlerschen Milieu, dem alten, es ist ein Ornament wie alles Höhere, das für ein Inneres gesetzt wird. Es ist eine fertige Sache wie der liebe Gott, an den sie glauben, weil er einmal da ist, aber mit einem Glauben, der nicht stark genug wäre, Gott zu schaffen, wenn er nicht zufällig da wäre. Fertig hat Schnitzler das ganze Inventar dieser Unendlichkeit übernommen, die sich über dem irdischen Boudoir so gut wie über der irdischen Handelskammer wölbt. Fertig bis auf die Nomenklatur ist die ganze Vorstellung seiner Romanwelt. Eine »Bertha Garlan« ist nicht in Wien zuständig, sondern aus einem Roman nach Wien gekommen, um in einen Roman zu übersiedeln. Auch das Wienertum von mehr konfessioneller Färbung zieht von der vorrätigen Poesie an, und es entsteht neben einer »Frau Redegonda« ein »Dr. Wehwold«, der durch ein umlautendes Wigelaweia auf einen Wehwalt zu deuten scheint. Es ist wohl möglich, daß die Reporter recht haben, wenn sie behaupten, »die Wiener Gesellschaftskreise hätten eine Zeitlang im Tone der Schnitzlerischen Dialoge geplaudert, geflirtet, verliebt, zärtlich und melancholisch getan«, wie nach Wildes Ausspruch die englische Natur die Präraffaeliten nachgeahmt habe. Denn die Natur geht so gern mit der Kunst wie die Unnatur mit der Unkunst. In der empfänglichen Niederung jener Wiener Gesellschaft, die für die lebensbildende Kraft Schnitzlerscher Dialoge in Betracht kommt, dürften sich solche Verwandlungen wohl zugetragen haben, und die Bedeutung Schnitzlers als eines Befreiers gebundener Unkraft, Dichters eines bestimmten Lebenscottages, soll nicht geleugnet werden. Merkwürdig in die Irre geht diese Intimität nur, wenn sie höhere Anforderungen an ihren Dichter stellt, und von ihm mehr will, als ihrer eigenen Gesundheit zuträglich wäre. »Vielleicht gibt er uns das reine Lustspiel, vielleicht auch den großen Roman ... « Sie spüren nicht, daß Kräfte, die sie vergebens reizen, bestimmt wären, die Daseinsform jener unmöglich zu machen, die ihren Geschmack zu solcher Begehrlichkeit steigern. Der tiefen Erkenntnis des Literaturhistorikers Weilen stimme ich zu: »Daß Schnitzler bisher das Beste, was in ihm lag, noch nicht gegeben, ist die sicherste Gewähr für seine weitere Entwicklung«; so weit gehe ich noch mit. Aber dann höre ich die nachdenkliche Frage: »Soll sie uns das ersehnte deutsche Lustspiel schenken, das zu schaffen er wie kein anderer berufen scheint? Wir wissen es nicht. Aber eines scheint uns sicher: Wenn er erst klar und deutlich den Ruf des Lebens vernimmt, dann hat er gefunden, was er mit so unermüdlichem Eifer, so strenger Selbstzucht sucht: den Weg ins Freie.« Und indem ich zweifle, ob der Weg zum deutschen Lustspiel führt, sucht mich eine Plaudertasche zu überreden: »Wer weiß, vielleicht schenkt er der deutschen Bühne schließlich doch noch das Lustspiel, das viele seiner Freunde und Verehrer von ihm erwarten ... Daß er noch kein größeres geschrieben hat, würde nichts beweisen, denn das Lustspieltalent reift auch bei den Berufenen spät und entwickelt sich langsam.« Sie können es nicht erwarten, die Verantwortlichen der Entwicklung; dieses Trauerspiel sehnt sich nach einem Lustspiel, und es ist schon da, denn die Gesellschaft steht besorgt vor ihrem brütenden Dichter, mästet ihn mit Zureden, und es kommt nichts heraus. Wie sollte es? Das Lustspiel »gibt«

man denen nicht, die es wollen, und gibt jener nicht, den sie wollen. Gibt nicht die Liebenswürdigkeit eines Talentes, das sich in üble Laune verzogen hat, weil die gute Laune eben nicht zum Lustspiel langte. Schnitzlers Tendenzen waren so dünn, daß sie wohl oder übel der Weltanschauung weichen mußten. Es ist das Los der Süßwasserdichter, daß sie die Begrenzung spüren. Am genießbarsten sind sie noch im Abschildern ihres Elements. Aber sie suchen vergebens mit derselben oratorischen Weitläufigkeit Anschluß an Meerestiefen wie ehemals an das Festland der sozialen Gesinnungen. »Er ficht«, hieß es damals, »gegen das gesellschaftliche Vorurteil, welches den Gefallenen die einstige Verfehlung nicht vergißt und den Weg zu späterem Glück versperrt.« Schon faul! Er ficht gegen die Verführung der Theaterdamen durch kleine Gagen. Er ficht gegen das Duell. Die Freiheit des sozialgemuten Schnitzler konnte die Gesellschaft ertragen. Es ist jene Freiheit, zu der sie fähig ist, und die hundertmal schlimmer ist als die doch irgendwo von einem geistigen Punkt gerichtete Unfreiheit. Schnitzlers Humor wird keine Verwirrung stiften. Schnitzler blickt jetzt empor. Aber hat etwa der Autor des »Reigen« die Hoffnung auf die große Lache geweckt, zu der nur der Blick von oben auf die Menschlichkeiten fähig wäre? Die erotische Psychologie geht auf eine Nußschale der Erkenntnis, langt darum nicht zum Aphorismus, nur zur Skizze, deren Technik über dem Wiener Feuilleton, deren Einfall unter dem französischen Dialog steht. Dieser Humor geschlechtlicher Dinge lebt von der Terminologie und erst recht von der durch Gedankenstriche verschwiegenen. Dieser Blick auf Physiologisches kommt nicht von der Höhe, und darum kommt auch die Metaphysik Schnitzlers nicht von den Abgründen. Schnitzlers Separée und Schnitzlers Kosmos sind von einem Wurzellosen angeschaut. Die geistigen Spitzen der Schnitzlerschen Welt stechen in die Augen: jeder weist darauf hin, das Zitat, das in den meisten Festartikeln wiederkehrte, ist wirklich »die Formel Schnitzlers«: diese Predigt der »Unbeirrtheit«. Sie könnte das Erlebnis eines großen Ethikers sein, aber er würde sie schwerlich in solchem Text halten:

»Jeder muß selber zusehen, wie er herausfindet aus seinem Ärger, aus seiner Verzweiflung, oder aus seinem Ekel, irgendwohin, wo er wieder frei aufatmen kann. Solche Wanderungen ins Freie lassen sich nicht gemeinsam unternehmen, denn die Straßen laufen ja nicht im Lande draußen, sondern in uns selbst. Es kommt nur für jeden darauf an, seinen inneren Weg zu finden. Dazu ist es notwendig, möglichst klar in sich zu sehen, den Mut seiner eigenen Natur zu haben, sich nicht beirren zu lassen.«

Das ist mit Augen zu greifen. Es ist gewiß richtig, daß auf diesem Weg ins Freie nicht gemeinsam zu spazieren ist, das liegt in der Natur dieser Allegorie, die in dem Vergleichsobjekt leider nicht restlos aufgegangen ist. Der »innere Weg« ist ein einsamer Weg, führt aber auch zum Romantitel. Jeder in sich, Gott in uns alle. Aber es ist, weiß Gott, weniger Glaube, weniger Metaphysik als das bekannte In—sich—Geschäft der neueren Psychologie. Schnitzler ist ihr dichterischer Ausdruck, wie jene bekannte Kulturschwätzerin versichert, die jetzt jeden Abend um sechs nachsieht, ob nicht schon etwas Kunstgewerbliches unter unserm Bette steht. Sie hat noch nie »an« die Pflicht der Kunst, uns die Lebensnotwendigkeit zu schmücken, vergessen, aber sie begreift alles, was Kultur ist, und fragt deshalb an Schnitzlers Geburtstag: »Begegnen wir nicht gleich an der ersten Gabelung seines Entwicklungsganges der unbewußten Anwendung der Mach'schen Ich—Lehre, die in der Zergliederung des Ich—Bewußtseins gipfelt?« Traurig genug, aus dem Mund eines Weibes eine solche Frage zu hören. Aber recht hat sie schon. Schnitzler ist wirk-

lich einer jener psychologischen Bittsteller, denen die eigene Tür vor der eigenen Nase zugeschlagen wird, jener gehemmten Eindringlichen, die vor der Bewußtseinsschwelle umkehren müssen und darüber unglücklich sind. Wirklich einer von jenen, die auf der Lauer liegen, wenn sie vorüberkommen. Aber hier ächzt nur als schmerzliche Neugierde intellektueller Nerven, was in den großen Versuchern als die tragische Sehnsucht wehrhafter Gehirne brüllt. Es ist nur — wenngleich in der ehrlichsten und saubersten Art — der Typus, der aus einem fehlenden Ich zwei macht. Das weiß sogar Herr Hermann Bahr, daß diese Form von Verinnerlichung nur innere Schwäche ist: »Furcht von Menschen, die sich bewahren wollen, weil sie noch nicht wissen, daß dies der Sinn des Lebens ist: sich zu zerstören, damit Höheres lebendig werde.« Immerhin, wenn Schnitzler sich bewahren will, wird doch etwas mehr aufgehoben, als lebendig wird, wenn Bahr sich vergeuden will, aber Höheres wird da und dort nicht erzielt, und es ist peinlich, den Attinghausen von Ober—St. Veit, der seinen Uli vom Griensteidl nicht mehr erkennt, mit dem Aufgebot der letzten Gradheit in einen Lehnstuhl von Olbrich zurücksinkend, verkünden zu hören:

»Ich kann Dir heute nichts anderes sagen, nichts besseres wünschen, Du bist mir zu lieb. Du bist mir zu lieb, denn täusche Dich doch nicht: Du bist kein Hofrat unserer Pharaonen, laß Dich nicht dazu machen ... Bescheide Dich nicht, ergib Dich nicht an Wien, erhöre Dich selbst! Vorwärts, aufwärts, werde was Du bist!« (Stirbt.)

Anders Dörmann.

»Wohl dir«, ruft er, »daß du gegangen den selbsterwählten Pfad, daß Sinnen und Verlangen ausreifen dir zur Tat. Es grüßt dein reines Wirken, es drückt dir warm die Hand von anderen Bezirken — ein Freund aus 'Jugendland'«.

Es kann, wiewohl die Sätze hier fortlaufend gedruckt sind, auch dem Laien nicht auf die Dauer verborgen bleiben, daß es sich um Verse handelt. Sie bringen mit stiller Nachdenklichkeit die Wehmut zum Ausdruck, die sich immer einstellt, wenn ein Dichter erkennt, daß er in ganz andere Bezirke gekommen ist, als in der Jugend ausgemacht war, nämlich auf die Wieden und in die Leopoldstadt. Indem aber ein Libretto auf Empfehlung eines Zigarrenagenten von einem Fürsten Lubomirski zur Komposition angenommen wurde, zeigt sich, daß das Schicksal zwar seine Zusammenhänge, aber auch seine guten Seiten hat, und daß Baudelaire ein Pechvogel war. Von einer ähnlichen Schwermut erfüllt sind schon die Jugendgedichte Arthur Schnitzlers selbst, mit denen der 'Merker' seine Festnummer eröffnet, offenbar, um mit diesem aus Dämmer und Schimmer gewobenen Kitsch zu beweisen, daß der Jubilar nie ein Lyriker war. Der Merker werde bekanntlich, und wie er selbst wünscht, so bestellt, daß weder Haß noch Lieben das Urteil trüben, das er fällt. Da er keines zu haben scheint, so ist die Forderung leicht erfüllbar. Herr Georg Hirschfeld, dessen schicksalhafte Zusammenhänge mit der deutschen Literatur darin bestehen, daß er zuweilen mit Schnitzler durch die stillen Gassen der Wiener Vorstadt geht, da er an der Seite Gerhart Hauptmanns weniger profitieren konnte, dankt jenem nicht nur für das »Durchdringen in der Kunst, wo er sein ehrlicher Förderer geworden«. »In Maitagen, die Schnitzlers Geburtsfest umschließen«, sei er mit ihm gewandelt, und »nicht schwach an der Seite dieses Starken« gewesen. »Leise, leise« habe sich eine positive Lust am Dasein in ihm gemeldet. »Wie oft folgte ich Schnitzlers Blick, wenn er die schönen Mädchen der Josefstadt betrachtete, die Christinen (mit einem n) und die Schlagermizzis«. Leise, ganz leise zieht's durch den Raum ... Aber das ist ja von

Dörmann und aus dem »Walzertraum« — nein, »es zog ein holdes Grüßen durch die Luft. Ich aber, im Schatten dieses Dichters, durfte schauen und atmen, wortlos fragen zum reinen Wiener Himmel empor.« Aber wahre Dich, Wien! mahnt Hirschfeld, anders als Bahr. Wahre Dich. »Du hast, einen großen Dichter noch, der dein Erbe wahr, dein unersetzliches Erbe.« Dieser entartete Berliner verdient wirklich nicht, daß es eine Untergrundbahn gibt. Wir wollen ihn in Wien zuständig machen und ihn mit jenem andern Hirschfeld verwechseln, der plaudern kann. Ein Herr Ernst Lothar, den man gleichfalls verwechseln darf, sagt, Schnitzler sei uns Führer gewesen »hinaus zu den Grenzen des Letzten und Geheimnisvollsten«. Es kommt eben darauf an, wie weit man diese Grenzen steckt, das ist Standpunktsache, für manche Leute beginnt dort schon die Ewigkeit, wo ich noch einen Zeitvertreib sehe, und manche stehen schon dort vor den Rätseln, wo andere nur eine Rätselecke vorfinden. Es ist aber nicht zu leugnen, daß zwischen allerlei Feuilletonvolk auch die Dichter Wedekind, Heinrich und Thomas Mann die Gelegenheit, die sie anrief, benützt haben, um die Bedeutung des Schnitzlerschen Schaffens weit über alles in der heutigen Literatur verfügbare Maß anzuerkennen. Wenn man selbst die Liebenswürdigkeit, die der Anlaß Privatleuten zur Pflicht macht, abzieht, bleibt noch so viel übrig, daß für die kritischen Potenzen der Herren selbst nicht viel übrig bleibt. Sie sind auch zur Kritik nicht verpflichtet. Wenn Frank Wedekind behauptet, daß Schnitzler ein Klassiker und der einzige Dramenschöpfer sei, der nach zwanzig Jahren deutscher Produktion lebe, so ist weder die Selbstlosigkeit solchen Lobes noch die Verkennung Hauptmanns begreiflich und die Frage gestattet, ob Wedekind wirklich die theatralische Haltbarkeit des »Weiten Landes« oder die journalistische Haltbarkeit des »Freiwilds« neben »Erdgeist« und »Pippa« für diskutabel hält. Solche Äußerungen eines von seiner Produktion auf gewerbliche Probleme abirrenden Genies sind unerquicklich und sollten von einer innern Zensur unterdrückt werden, solange es Redaktionen gibt, die ihnen Vorschub leisten. Ich glaube, daß Wedekinds Bedeutung für das deutsche Drama länger vorhalten wird als seine kritische Autorität, deren Äußerungen zugleich mit jenen veralten werden, denen sie gelten. Arthur Schnitzler »Meister« zu nennen, möge Herrn Zweig überlassen bleiben, der es mit Recht tut, nicht ohne die beruhigende Zusicherung zu geben, daß seine Generation, wiewohl sie »anderes wolle«, die frühere nicht entwurzeln werde. Was sie will, die Generation des Herrn Zweig, weiß ich, und Herr Zweig weiß es auch. »In unserer Zeit, da die Kunst sich gern der Popularitätssucht, der Geldverdienerei, der Journalistik und Gesellschaftlichkeit kuppelt«, sei der Anblick Schnitzlers erfreulich. Nichts lenke mehr »von der Vista auf die Werke ab, als jene kleinen Unsauberkeiten des Charakters, die uns die Indiskretion der Nähe leicht preisgibt«. Herr Zweig kennt sich aus und hat ganz recht, wenn er Schnitzler von dem Drang zur Geldverdienerei, zur Journalistik und zur Gesellschaftlichkeit ausnimmt. Es ist nur die Frage, warum die neue Generation, die dazu inkliniert, die es weiß, und die ihr Ende bei der Neuen Freien Presse voraussieht, sich nicht lieber umbringt, und was Schnitzler anlangt, so ist gewiß zum Lob seiner Person zu sagen, daß er sich nie um jene zweifelhaften Subsidien mangelnder Persönlichkeit umgesehen hat, sondern daß sie zu ihm gekommen sind. Schnitzler ist von ihnen umringt und sitzt in der Fülle aller Leere, ohne daß er das Talent jener Betriebsamkeit aufwenden mußte oder konnte, die heute den Wert ersetzt. Seine Position ist zwischen Bedeutung und Geltung, und eine Verwandtschaft mit ihm muß die Welt so hingerissen haben, daß sie ihm entgegenkam.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**